

**V**ER**D**AZAR.  
 Illustrierte Damen-Zeitung.

Inhalt: Prinzessin Helene von Waldeck. — Am Strande. Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung.) — Nemi. Erzählung von Hans Wachenhusen. (Fortsetzung.) — Ein Caligula-Opfer. Von Fritz Schneider. — Literarische Tagebuchblätter. — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplauderereien (mit Abbildungen). — Schach. — Räthsel. — Bilder-Räthsel. — Auflösungen der Räthsel Seite 48. — Correspondenz.



Prinzessin Helene von Waldeck.

Am Strande.

Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung.)

9.

Und dieser Gegensatz von Freud und Leid, Von höchster Lust und tiefster Traurigkeit Begegnet mir auf allen meinen Bahnen. Julius Sturm.

„Wie ist Ihnen Ihre gestrige Promenade bekommen?“ fragte Edith, als Fräulein von Schütz am nächsten Tage um die Hausecke bog.

„Besser als Ihnen, da Sie heut noch lilienhafter ausseh'n, als gestern.“

„O, diese ‚Weißheit‘ ist meine Leib- und Magenfarbe,“ meinte Edith lächelnd; „bei alledem bin ich robust wie ein Landmädchen.“

„Das muß wol sein, sonst hätten Sie nicht die großherzige That ausgeführt.“

„Um Gotteswillen, fangen Sie davon nicht an! Man wird mich noch dahin bringen, daß ich künftig alle leichtsinnigen Jungen, die ich retten kann, ertrinken lasse.“

„Ich schweige schon. — Professor von Prachs läßt sich den Damen empfehlen.“

„Sie sprachen ihn?“ fragte Edith, indem ein dunkles Roth über ihr blaßes Gesicht hinlackerete.

„Ich traf ihn auf der Promenade und er begleitete mich bis fast hierher. Er ist ein höchst liebenswürdiger, interessanter Mann,“ antwortete Fräulein von Schütz enthusiastisch, während es wie ein listiges Zucken um ihre Mundwinkel spielte.

„Ei ei, Sie scheinen ja sehr begeistert, Kleine. War er es, der Ihnen diesen originellen Strauß von Disteln und Kieferzweigen gab, den Sie diese ganze Zeit über so krampfhaft fest in den Händen halten?“ fragte Marentia kopfschüttelnd.

„Himmel, den hätte ich beinahe vergessen! Nein, verehrte Kollegin, den legt Ihnen der Herr Kapitän durch meine vermittelnde Hand zu Füßen,“ sprach die junge Dame pathetisch und deponirte den Strauß vor der Malerin auf den Erdboden.

„Dort mag er liegen bleiben,“ sagte diese ärgerlich. „Wo in aller Welt haben Sie denn heut schon den Kapitän gesehen?“

„Vor meinem Hause. Er stand mit dem Strauß am Gartenzaune und starrte tief sinnig nach unserem geschlossenen Rouleau hinauf,“ erwiderte das kleine Fräulein, und diesmal hätte sie doch beinahe aufgelacht.

„Sie haben entschieden an Roderich eine Eroberung gemacht,“ rief Edith, neckend nach Marentia hinübersehend. Diese sagte nichts, sondern beschäftigte sich eben damit, das Distelbouquet mit ihrem Fuße noch ein Stückchen weiter zu rücken, so daß es jetzt recht sichtbarlich mitten im Wege lag.

„Eh — wo — wo denken Sie hin!“ meinte Fräulein von Schütz mit köstlich gespielter Ziererei, indem sie die Augen niederschlug und verlegen auf dem Gartenstuhl hin und her rücte.

„Sie Robold, Sie Puck, Sie Ariel!“ rief Edith amüßirt. „Ich glaube, Shakespeare hätte noch eine neue Figur dieser Art erfunden, wenn er Sie gekannt hätte.“

„Ich glaube es auch. Darum ist es der größte Schmerz meines Daseins, daß ich dreihundert Jahre zu spät geboren bin. Jetzt wissen Sie, was mich so melancholisch macht. Leben Sie wol,“ sagte sie mit theatralischer Düstereit, reichte Edith die Hand und zog ihren Arm durch den Fräulein Schmidt's, welche sie auf diese Weise zwang, sie ein Stückchen zu begleiten.

Kaum waren sie außer Hörweite, als sie Marentia mit ihren geistvollen kleinen Augen durchdringend ansah und lebhaft fragte: „Wirklich?“

„Was, wirklich?“

„Sie erwidert seine Liebe? Diese wundervolle Blässe, dieser dunkle Blick bei ihren hellen Augen, dieser eigenthümliche Timbre der Stimme, selbst wenn sie heiter scheint — alles in majorem professoris gloriam?“

„Unsinn, Kind! — Was wissen Sie denn von solchen Sachen!“

„Jetzt sprachen Sie gerade wie die Tante. Natürlich! Ich bin ja mit meinen zwanzig Jahren noch ein baby!“

„Sie sind schon zwanzig Jahre?“

„Allerdings, da ich mir erlaube, mit jedem Geburtstage um ein Jahr älter geworden zu sein,“ entgegnete Fräulein von Schütz trotzig, indem sie sich vergebens bemühte, eine ihrer kurzen rothen Locken bis zum Munde herüberzuziehen.

„Das ist freilich ein respectables Alter,“ bewunderte Fräulein Schmidt ironisch. „Machen Sie meinetwegen Ihre Privatbetrachtungen, — aber mich verschonen Sie damit.“

„Sie unausföhlliche geliebte Person! Als ob mir Ihre Verschwiegenheit nicht der beste Beweis wäre, daß ich Recht habe. — Zum Schluß schnell noch eine Neuigkeit: die Nautik interessiert sich für Sie.“

„Was Sie nicht alles wissen!“

„Nicht wahr? Adieu — morgen zwischen Elf und Zwölf male ich bei Ihnen.“

Sie eilte davon. Etwas nachdenklich kehrte Marentia zu Edith zurück. „Der kleine Irrwisch wird uns zu schaffen machen,“ sagte sie.

„Ei, das thut nichts. Ist sie nicht eine lebendige Bekräftigung der Falstaff'schen Behauptung, daß der Mensch ein närrisch zusammengekneter Thon sei?“ fragte Edith mit einem Lächeln, welches sich ausschließlich auf die feinen Lippen beschränkte, so daß die Augen den „dunklen Blick,“ von dem Fräulein von Schütz eben gesprochen, nicht verloren.

„Ich wollte, Edith, Sie erlaubten mir, Sie zu zeichnen,“ sagte Marentia statt einer Antwort.

„Das können Sie haben; aber zeichnen Sie mich schlafend, ich fühle mich zu matt, um wach bleiben zu können. Ich werde mich in die Hängematte legen.“

„Sie haben wol wieder die Nacht durchwacht?“

„Ja, denn wenn ich schlafen könnte, so wäre ich ein anderer Mensch.“

Sie spannte das Netz aus, während die Malerin das Skizzenbuch holte; als diese zurückkam, lag Edith schon ausgestreckt mit geschlossenen Augen.

„Süße Marentia,“ sprach sie, ohne die Wimpern zu heben, „ich bin so alt und müde im Herzen und in der Seele, daß ich mir vorkomme wie ein ins Geistige übersehter Ewiger Jude. Ob das jedem so geht, der in seinem Kummer mit seinem religiösen Gefühl auf einen todten Punkt gekommen ist?“

„Jedem, der gleich Ihnen an Ueberfluß von Gedanken leidet,“ war die überzeugte Antwort.

„Das wären also sehr viele. — Glückliche Idioten!“ sagte Edith seufzend. Nach einer Weile bat sie: „Seien Sie ein David für mich seelenskranken Saul und singen Sie etwas.“

„Ei, Edith, Ironie gegen mich! Sie wissen doch, daß ich eine Stimme wie ein Kohlenarbeiter habe.“

„Behüte! Sie singen allerliebste in Ihrer ungeschulten und ungekünstelten Natürlichkeit. Glauben Sie denn, ich würde bei den Läusen einer Lucca und dem Pianissimo einer Patti einschlafen können? Ich hörte Sie neulich vor Ihrer Staffelei ein liebliches melancholisches Haidelied singen, das möchte ich hören.“

„Aha, ich weiß, welches. Nun thun Sie mir aber auch den Gefallen, darüber einzuschlafen,“ entgegnete die Malerin und sang mit leiser Stimme:

„Wär' ich geblieben doch Auf meiner Haiden, Da hätt' ich nichts gewußt Von all den Leiden! Wär' ich daheim doch nur, Wär' ich geblieben, Da hätt' ich nichts gewußt Von all dem Lieben! Meiden, ach! darf ich nicht, Und kann nicht scheiden. Wär' ich geblieben doch Auf meiner Haiden!“

„Mehr! Immer wieder!“ flüsterte Edith, schon halb im Traume, als Marentia schwieg. Diese begann von neuem, aber noch ehe sie zum zweiten Male geendet, lag Edith in festem Schlummer.

Um sie herum summten die Bienen und hauchten die Blumen ihre Däfte in die Mittagsgluth; die Zweige der Bäume kaukelten über der Schlafenden hin und her, ein weißer Schmetterling flatterte um ihr Haupt und setzte sich endlich zutraulich auf eins der goldenen Lockenringe über der Stirn, so daß Marentia unwillkürlich an die griechische Mythe dachte, welche die Seele des Menschen in diese zarte Form concretführt.

Die Malerin hatte längst die Absicht aufgegeben, ein einfaches Porträt zu zeichnen; die wunderbare Stimmung, welche über dem Ganzen ruhte, mußte zu einer poetischen Scene verwerthet werden, und so verwandelte sich denn die Hängematte in den gläsernen Sarg, welcher den jugendlichen Leib Schneewittchens umschloß, der weiße Falter in einen Trauermantel, die Bäume belebten sich mit klagenden Vögeln, ein paar Rehe, Hirsche und Hasen waren auch bald in andeutenden Strichen hingeworfen, und eben war die kunstfertige Hand dabei, in dem zu Füßen des Sarges wachenden Zwerge die auffallende Aehnlichkeit mit dem Kapitän zu vertuschen, als das Gartenpörtchen knarrte und Roderich mit dem Professor eintrat.

Ein Wink der Malerin sollte die Herren an der Thür zurückhalten, aber der Kapitän kehrte sich nicht zum mindesten an die Geste, sondern kam ruhig näher, den Professor gemüthlich am Arme mit sich ziehend. Vor dem Distelbouquet, das noch immer mitten auf dem Wege lag, blieb er stehen und warf einen tiefbeleidigten Blick auf Marentia.

„Ist das der Platz für einen Strauß, den ich mit fünfzig Wunden minimo zusammengestellt habe?“ flüsterte er vorwurfsvoll.

„Nein, allerdings nicht, er gehört wo anders hin,“ sagte sie in gleichem Tone, stand auf, hob das Bouquet mit spitzen Fingern vom Boden und warf es über den Gartenzaun auf die Düne hinaus.

„Oh!“ machte Roderich nun empört.

„Ja, mein bester Herr Kapitän, und wenn Sie künftig wieder einen Boten für Ihre Malicen brauchen sollten, so wählen Sie nicht Fräulein von Schütz, Sie verspielen sonst bei der Kleinen,“ versetzte Marentia mit moquantem Lächeln,

Roderich, der sie nicht wol verstehen konnte, in Nachsinnen über ihre Worte zurücklassend, während sie wieder an ihren Platz schritt.

Herr von Prachs stand noch auf derselben Stelle. Seine dunklen Augen ruhten mit einem unbefreiblichen Ausdruck auf Edith. Aber es war in diesem Moment weder ihre Schönheit, noch die liebliche Grazie ihrer Lage, welche ihn wie verzaubert auf seinem Platz bannte, sondern ein für sein ärztliches Auge körperlich so scharf ausgeprägter Zug von Seelenleiden auf dem Antlitz der Schlafenden, daß er erschüttert darauf hinstarrte und auf dem Punkte stand, zu ihr hinzueilen, sie mit sanftem Kuß zu wecken und sie für sein frevelhaftes Spiel mit ihrem Herzen auf den Knien um Vergebung zu bitten. Aber da kam wieder der Dämon, die eitle Zuversicht und raunte ihm zu, welch ein beseligendes Moment es sein würde, wenn jene stolzen Lippen ihm zuflüsterten: „Du hast mich tief gekränkt, aber ich will alles vergessen, denn ich liebe Dich!“ . . . und er blieb stehen, preßte die geballte Faust an sein klopfendes Herz und zwang sich zur Ruhe.

Wol war er sich bewußt, daß sein Sieg ihm unendlich erschwert und ins Ungewisse hinausgerückt wurde durch Edith's neues, für ihn durchaus überraschendes Benehmen. Er hatte sich seit jener ersten Unterredung am vorgestrigen Morgen auf Kälte und zur Schau getragene Verachtung gefaßt gemacht, und statt dessen höfliche Liebenswürdigkeit und nach außen hin ein so vornehmes Ignoriren jeder früheren Beziehung gefunden, daß ihm selbst jede Anknüpfung an die Vergangenheit unmöglich gemacht wurde.

Allerdings war er Psycholog genug, um zu ahnen, was Edith dieses Verhalten gegen ihn kosten mußte; auch sah er, wie die Farbe in ihren zarten Wangen kam und ging, wenn sie in anscheinend ruhiger Freundlichkeit mit ihm sprach; er hatte ferner gestern Abend bemerkt, daß sie sich die Lippe blutig gebissen, ehe sie sich so weit überwunden, beim Abschiede ihre schmale Rechte für eine halbe Secunde in die seine zu legen, und doch, obgleich er wußte, daß jeder neue Beweis von Liebenswürdigkeit seitens Edith's seinem Siege gefährlicher war als die schändeste Behandlung von ihr, zweifelte er keinen Augenblick, daß er sie durch die Kraft der Liebe sich zurückerobern und diesmal für immer an sich fesseln würde. Wie wollte er dann diese zarte Blume pflegen und behüten, daß kein rauhes Lüftchen sie mehr trübe, wie würde —

„Erkennen Sie die Scene?“ fragte leise in seine Betrachtungen hinein die Stimme der zurückkehrenden Malerin.

Der Professor fuhr auf, er wußte gar nicht, daß er vor ihrem Skizzenbuche gestanden hatte. Jetzt blickte er auf das Bild, erkannte Edith-Schneewittchen und hätte in diesem Augenblick gern die kleine Kreidefäße für alle Selbstbilder der Welt eingetauscht. Aber er beherrschte sich, sagte der Malerin im Flüstertone einige Worte des Lobes über die Porträtähnlichkeit und die poetische Auffassung, und empfahl sich von ihr und dem Kapitän, worauf er, um die Schlafende nicht zu stören, anstatt auf dem Kieswege, über den Rasen nach der Gartenthür ging.

10.

— — — — — Trifles, light as air, Are to the jealous confirmations strong As proofs of holy writ. Shakespeare, Othello.

Kurze Zeit später befand sich eines Nachmittags die kleine Gesellschaft am Strande. Die beiden Herren saßen in einem auf das Ufer gezogenen Boote und spielten auf einem Tischbrett Schach; die Damen hatten sich in den Schatten des Rahnes niedergelassen, sich tief in den weißen feinen Sand eingewühlt und lasen, wenn man ein gelegentliches Einblicken in ihre Bücher, wenigstens von Seiten der beiden Malerinnen, so nennen kann. Denn Franziska von Schütz gehörte ein für allemal zur Partie, seitdem sie eines Morgens auf der Promenade Edith, welche eben aus dem Bade kam, ihrer Tante vorgestellt hatte und diese von dem Umgange mit dem lebenswürdigen vornehm schönen Mädchen für ihre übermüthige kleine Nichte nur Gutes hoffen konnte. Von Marentia war in der kurzen Unterredung mit dem alten Fräulein wohlweislich weder bei Edith noch bei Franziska die Rede gewesen.

Seit jenem Morgen ging die Tante allein an den Jordansee und überließ „das Kind dem bildenden Verkehr mit der schönen Haff,“ — d. h. Franziska saß den ganzen Nachmittag in Marentia's Atelier und malte oder las, piff oder sang ihr vor, begleitete sie wol auch auf ihren Studien-spaziergängen und sah nur gelegentlich Edith, wenn eben Marentia einmal alle Arbeit ruhen ließ, wie heut.

Edith war in ihr Buch vertieft, doch mußte auch sie manchmal über die drolligen Einfälle Franziska's lachen, welche an den dicht am Wasser promenirenden, aber vor jeder Welle vorsichtig zurückspringenden einzelnen Spaziergängern einen unerschöpflichen Stoff für ihre Moquerien fand.

Zum Unglück lag unter dem Boot eine Ruderfange, die halb im Sande vergraben war und bis ins Wasser reichte, so daß jeder, welcher den drei interessanten Damen hinter dem Boote eine zu große Aufmerksamkeit schenkte, darüber stolperte.

Fräulein von Schütz hatte eben einen Vortrag über „die Verliebtheit der heutigen Jünglinge“ beendet, als ihr hinter dem Kiel des Bootes umherspähendes Auge ein neues Opfer für ihre Satire entdeckte: einen jungen Mann, welcher am Strande entlang gehend zerstreut auf das Meer blickte.

„Den werde ich zu Falle bringen,“ flüsterte sie, hob schnell ihr Buch empor und las mitten heraus mit lauter Stimme:

„Hahaha! Allerliebste! In der That, allerliebste! Schon länger als ein Decennium leben wir mit diesem Fräulein zusammen und noch immer hat sie nicht unterscheiden gelernt, wann ich Spaß mache, oder wann ich im Ernst rede! Und auch Sie, mein Verehrtester —“

Der Herr hatte gleich bei Beginn der Vorlesung aufgehört, jetzt bog er weit den Kopf vor, um hinter das Boot nach der Vorleserin zu sehen; gerade bei „mein Verehrtester“ stieß er an die Stange und fiel so lang er war, — und er war lang, — der äußerst erschrockenen Edith, die von alledem nichts bemerkte, vor die Füße.

Der Fremde, welcher einen Augenblick vor Schreck wie erstarrt liegen geblieben, raffte sich eben aus dem tiefen Sande empor.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädiges — ah, Fräulein Haff! Entschuldigen Sie — Herr von Prachs! Nun, das ist ja ein unerwartetes Wiedersehen! Sie sind wol mit Ihrer Frau Gemahlin — pardon für das „Fräulein!“ — zu —“

„Erholen Sie sich nur erst, lieber Baron,“ unterbrach der Professor, dem dunkelroth gewordenen jungen Manne die Hand schüttelnd. „Sie haben sich etwas zu ungestüm in Fräulein Haff's Gedächtniß zurückgerufen. Erinnern Sie sich noch des Barons von Höning, gnädiges Fräulein?“

Prachs hatte mit Absicht Edith's Namen und seine förmliche Anrede an sie ausgesprochen, um den Fremden auf die veränderte Sachlage aufmerksam zu machen. Derselbe blickte denn auch mit einem Ausdruck so grenzenlosen Erstaunens auf den Professor, daß dieser sich genöthigt sah, mit Reden fortzufahren. Auf diese Weise gewann auch Edith Zeit, sich einigermaßen zu fassen. O, gewiß erinnerte sie sich des Barons! War er es doch gewesen, der an jenem verhängnißvollen Morgen auf der Wiesbadener Promenade von der beabsichtigten Entführung der Schauspielerin durch den Ungarn erzählt hatte.

Sie war aufgestanden und sprach nun höflich ihre Freude aus, einen alten Bekannten wiederzusehen, so daß nur noch Marentia und Franziska im Sande saßen, letztere mit fast sichtbar gespitzten Ohren und weit geöffneten Augen. „Frau Gemahlin,“ — der Professor und Edith waren also offenbar verlobt gewesen, o, sie hatte sich gleich so etwas gedacht!

Der Fremde ließ sich den beiden Damen sowie dem Kapitän vorstellen, und als Edith freundlich fragte: ob er nicht auf dem Sandopha Platz nehmen wollte, setzte er sich zu ihnen, indem er sich heimlich, wie er glaubte, sein linkes Knie rieb.

„Eh, haben Sie sich geschlagen?“ erkundigte sich Fräulein von Schütz mit der größten Theilnahme.

Wieder erröthete er und sagte lachend: „Sie sind an allem Schuld, gnädiges Fräulein! Hätten Sie nicht mit so wunderbarem Ausdruck — à propos, was war es denn eigentlich, was Sie so herzbeweglich vortrugen?“

„Turgenjef's „Unglückliche“, ein sehr schönes Buch,“ antwortete Fräulein von Schütz gesetzt. „Ich kann es Ihrem Interesse nur empfehlen.“

„Sie sind sehr gütig, aber meine erste flüchtige Bekanntschaft mit ihm genügt mir vorläufig,“ antwortete er und rieb sich wieder sanft das Knie.

„Ei ei, man sagt sonst nur den Frauen nach, daß sie sich von dem ersten Eindruck beherrschen lassen; aber ich habe von jeher behauptet, daß gerade dies und die Nachschrift im Briefe den Herren der Schöpfung eigenthümlich ist,“ sprach sie erhaben.

Das hieß, den Fehdehandschuh hinwerfen. Der Kapitän und der Professor, die gleichfalls aus dem Boote gestiegen waren und jetzt bei den Uebrigen im Sande saßen, hoben ihn auf und vertheidigten sich, Marentia stellte sich aus Opposition gegen Roderich auf Franziska's Seite und so wurde die Unterhaltung bald so lebhaft, daß Edith Zeit hatte, den Schreck, der seit dem Worte „Gemahlin“ in ihrem Herzen nachhallte, ausklingen zu lassen.

Das Erscheinen des Barons war ihr im höchsten Grade peinlich. Wurzeln doch alle Anknüpfungspunkte zwischen ihnen in jenem Sommer in Wiesbaden, wo sie unter anderen, ach, wie viel glücklicheren Verhältnissen eine Reihe von fröhlichen Wochen gemeinsam verlebte. Sie fühlte, daß es ihr fast unmöglich sein würde, über jene Zeit ruhig und gelassen zu sprechen und wußte doch, daß dies dem Professor gegenüber der größte Beweis von Gleichgiltigkeit, welchen sie ihm geben konnte, sein mußte. Endlich hatte sie sich überwunden. Als eine Pause in der Debatte, die natürlich nach keiner Richtung hin überzeugend gewirkt hatte, eintrat, wandte sie sich mit einer Frage nach einer gemeinsamen Bekannten aus jenem Jahre an den Baron. Der Uebergang zu den anderen lag nahe, und der Baron, glücklich, daß Edith von selbst auf

Wiesbaden zu sprechen kam, — sein Tactgefühl hätte ihm nicht erlaubt, davon anzufangen, und doch ist solch ein tochter Punkt in der Unterhaltung sehr quälend, — gab ausführlichen Bescheid über Alles, was er von dem Schicksale der übrigen Bekannten wußte, und da er seine Mittheilungen in sein humoristischer Weise vortrug, so fand Edith reichlich Gelegenheit, unbefangen und heiter zu lächeln, während das Gesicht des Professors, welchen sie gleich im Anfange durch ein interessirtes: „O hören Sie doch, Herr von Prachs!“ in die Conversation hineingezogen, immer finsterner wurde.

Bedenklich wurde sein Mißbehagen noch gesteigert durch die Wahrnehmung, daß der Baron in den drei Jahren von seiner Bewunderungsfähigkeit für Edith nichts eingebüßt hatte, ja, nach der geistvollen Angeregtheit seiner Unterhaltung und den zwar ehrerbietigen aber feurigen Blicken, welche er dabei auf Edith's feines Antlitz heftete, schien es, als gebe ihm die veränderte Sachlage Hoffnungen, denen Prachs nicht mehr mit Recht entgegenzutreten konnte.

Es regte sich in dem Professor ein Gefühl, welches er bis jetzt nicht gekannt, ein machtloser Grimm gegen den lebenswürdigen Baron und ein heimlicher Groll gegen Edith, welche dessen beständige Aufmerksamkeit als ganz selbstverständlich aufnahm. Seine Stirnadern schwellen, er war kaum noch im Stande, dem Gespräch zu folgen. Nun hörte er zu allem Ueberflusse hinter sich die kleine Schütz ihrer Freundin leise zuraun:

„Da Sie und Fräulein Haff mit Ihren beiderseitigen Verehrern hinreichend versorgt sind, so hätte doch nach menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit dieser vom Himmel geschneite Baron mir zufallen müssen. Aber sehen Sie nur, wie er um die blasse Lilie herumflattert!“

Der Professor stand auf, und als die andern ihn verwundert und fragend anblickten, erklärte er, seine Glieder seien von der Position im Sande steif geworden, er müsse sie durch einen Spaziergang wieder gelenkig machen, empfahl sich kurz und schritt den Bergen zu.

Als er zurückkehrte, war Niemand mehr auf dem Platze, und bei einem Umwege an Edith's Wohnung vorüber sah er weder Jemanden im Garten, noch hörte er durch die sämtlich offenen Fenster einen Laut, nur Edith's Kammerfrau saß auf einem Fensterbrett und strickte.

Von innerer Unruhe getrieben, ging er aufs neue hinunter an den Strand und kam gerade zurecht, um von weitem zu sehen, wie die Gefuchten in einem Boote, dessen ausgespanntes Segel vom Abendwinde weit aufgebläht war, an das Ufer stießen; sie hatten den Sonnenuntergang vom Meere aus beobachtet.

Da die See in der letzten halben Stunde ein wenig bewegt geworden war und die Wellen ziemlich weit auf den Sand rollten, so schien es dem Schiffer angezeigt, die Herrschaften aus dem Kahne auf das trockene Ufer zu tragen. Er sprang in das Wasser und forderte Marentia als die ihm zunächst Sitzende auf, sich ihm anzuvertrauen. Diese zögerte einen Augenblick, als sie aber sah, daß der Kapitän eine Geschwindtoilette zu dem gleichen Ritterdienste machte, besann sie sich nicht lange, sondern legte ihre Arme um den Nacken des Fischers, damit der Kapitän nicht denken sollte, sie habe auf ihn gewartet. So blieb diesem Herrn nur die kleine Schütz, — welche, nachdem er erfahren, daß sie doch male, ihm durchaus gleichgiltig geworden, wie er Marentia phlegmatisch versichert hatte, — denn schon war der Baron, ohne an seine Stiefeln und sein elegantes Beinkleid zu denken, im Wasser und trug Edith langsam in seinen Armen auf den Strand.

Der Professor stand wie eine Bildsäule an seinem Beobachtungspatze, dann lachte er bitter auf, und ohne sich den Angekommenen zu nähern, kehrte er um und blieb für den Rest des Abends unsichtbar.

## 11.

Der wunden Seele  
Arzenei erdent kein Denter;  
kam sie krank in diese Mauern,  
krank genug, hier ward sie tranker.  
F. W. Weber, „Dreizehnlinden.“

Am nächsten Tage regnete es „mit sinniger Geschäftigkeit,“ wie Marentia sich ausdrückte. Und wie der Wind die Regentropfen an die Fenster jagte, daß sie an den Scheiben herabließen wie Thränen über ein weinendes Gesicht, wie der sonst so leichte weiße Uferstrand von der Rässe immer schwerer und brauner wurde, wie die empörten Wogen zischenden Schaum emporprähten, als seien ihrem salsigen Wesen die süßen Wolkentropfen von da oben höchst unwillkommen, und wie im Hintergrunde Himmel und Meer in ein düsteres, graues, grenzenloses Etwas verschwammen: da wurden Edith's Augen immer trüber und melancholischer und über ihre Gedanken legte sich ein immer dunklerer Flor, so daß ihre Blicke zuletzt nur noch wie durch einen schwarzen Schleier in die Zukunft schauten, freudlos und hoffnungslos.

Das junge Mädchen lag in einem Sessel an Fenster, ihr that der Kopf und das Herz weh von den Gedanken und Plänen, den Vorsätzen und den Gefühlen, welche seit zwei

Wochen ihr Inneres durchwühlten; sie fühlte sich körperlich so elend, daß sie am liebsten heut gar nicht aufgestanden wäre, und nur die Furcht, Roderich würde alsdann nach dem Arzte schicken, hatte sie vermocht, das Bett zu verlassen und sich bis zum Sessel im Wohnzimmer zu schleppen. Dort ließ sie sich von ihrer treuen Dienerin, die sie schon vor drei Jahren in jener furchtbaren Krankheit liebevoll und verständig gepflegt, kühlende Umschläge um die heiße Stirn legen und sich wie ein krankes Kind trösten. Die alte Person liebte das zarte schöne Geschöpf wie ihr eigenes Kind und wachte im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit ängstlicher über Edith's Befinden, als es die eigene Mutter im Verlaß auf die Verständigkeit ihrer Tochter gethan hätte.

Sie brachte der Leidenden eine Fußbank, legte ihr noch ein weiches Kissen um die Schultern, damit keine Zugluft vom Fenster herüber sie treffe, erlaubte nicht, daß Edith sich mit dem Ordnen ihres Haares ermüde, sondern zog ihr einfach ein Netz über die Locken, und zuletzt holte sie ihr, damit sie während der Frühchocolade auch geistig gut untergebracht sei, das Buch, in welchem sie noch gestern Abend gelesen. Aber Edith ließ Frühstück und Buch unberührt, ihre Augen schweiften nur immer hinaus in das unfreundliche Wetter und in ihrem Herzen zuckte der Wunsch, dort draußen in der See zu liegen, tief unten, wo kein wilder Sturm die Wasser noch aufzuwühlen im Stande ist und ewige, ungestörte Ruhe herrscht, wie brausend auch die bewegliche Oberfläche schäume.

Gegen Mittag kam Marentia herauf, gleichfalls etwas brünetter und grauer als gewöhnlich. Sie schien über Edith's Aussehen betroffen und fragte, ob die gestrige Kahnfahrt ihr nicht bekommen.

„Nur das Wetter ist schuld,“ antwortete Edith. „Ist es nicht kläglich, daß ein so großes, sich auf seinen Geist so viel zu gute thnendes Geschöpf, wie der Mensch, mit seiner Seelenstimmung von solch einem erbärmlichen Umstande abhängig ist? Fast Alle, die ich kenne, sind bei schönem Wetter heiterer, bei schlechtem trüber gestimmt, nervöse Menschen sogar höchst ausgeprägt. Es ist, als wenn das Licht der Sonne so gut wie die Außenwelt auch unser Inneres erhelle. Ach, Marentia, und hat man nun vollends einen Kummer, der an und für sich schon unser Gemüth genugsam undüstert, so ist es an einem trüben, sonnenlosen Tage, wie heut, so finster in uns, daß man sich mit den schrecklichsten Nachtgedanken trägt. J'ai du noir, sagt der französische Schweizer bezeichnend in solcher Stimmung.“

„Das ist ein guter Ausdruck! J'ai aussi du noir aujourd'hui,“ meinte Marentia. „Mir ist bei solchem Wetter immer, als ließen die Regentropfen über meine Bilder und spülten allen Glanz und alle Frische davon ab. Aber dann lese ich wenigstens nicht solch' melancholische Bücher, wie hier eins liegt.“

„Den Hamlet . . . , ich sah ihn heut noch gar nicht an; aber ich spreche von Herzen mit ihm:“

Wie lästig, schal und flach und unerpriestlich  
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.“

„Geben Sie mir das Buch mit, es ist Gift für Sie heut,“ sagte Marentia kopfschüttelnd. „Sie gehören trotz Ihres Experimentes mit dem Professor nicht zu den Menschen, die Satan durch Beelzebub austreiben können.“

In diesem Moment trat die Kammerfrau ein und übergab Edith mit einem Billet ein paar köstliche Rosen, auf welchen die Regentropfen wie schimmernde Perlen glänzten.

„Von Herrn Baron von Höning,“ sagte sie.

„Der gute Mensch!“ meinte Edith mit einem halben Lächeln, während sie das Billet erbrach. Es enthielt nur die wenigen Worte:

„Gnädiges Fräulein, da ich weiß, daß die Unbequemlichkeit und Enge einer Badewohnung einem nicht gestattet, Gäste bei sich zu empfangen, so erlaube ich mir, mich wenigstens auf diese Weise in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Gönnen Sie den duftenden Ueberbringern meiner ergebensten Grüße einen freundlichen Blick.  
Höning.“

Edith hatte laut gelesen und Marentia meinte nun: „Wenn er nur wüßte, über was für Gemäcker Sie hier verfügten, er käme sofort.“

„Ja, aber heut hätte ich ihn so wie so nicht angenommen,“ erwiderte Edith, indem sie erklärend auf den blauen Kaschmirschlafrock und das Haarnetz deutete. „Es wird ein trister Tag werden. Vielleicht kommt nicht einmal Fräulein von Schütz.“

„Doch!“ sprach Franziska, die schon seit einer Minute an der Thür stand. „Ich hätte mich eher bemerkbar gemacht, wollte aber dem langen Baron nicht die gebührende Aufmerksamkeit entziehen. — Ist das ein Wetter! Man ist zweifelhaft, ob man den Regenschirm von unten oder von oben benutzen soll. Ich bin überzeugt, daß die Tante heut bloß deshalb nicht an den Jordansee gegangen ist, weil sie vom Fenster aus in den Straßenpfützen angeln kann, fangen thut sie überhaupt nichts. — Haben Sie Kopfschmerzen, blasse Lilie, oder liegt dieser Eßfigurmschlag nur zur Verzierung auf ihrem Blumengeficht?“

„Nur zur Verzierung!“ versicherte Edith lächelnd. „Aber“

nun Sie da sind, brauche ich diesen Essigschmuck nicht mehr.“

Als die beiden Damen sie verließen, fühlte sich Edith fast gesund. Sie plauderte bei Tisch, wenn auch nicht heiter, so doch wenigstens angeregt mit Roderich, der, nachdem Edith ihn über ihr Befinden genügend beruhigt, den Vormittag mit Baden und Billardspiel zugebracht hatte und sich nun ärgerte, daß er den Besuch der beiden Malerinnen verläßt. Er erzählte Edith, daß er von weitem den Baron gesehen, wie er, einem Fischweiber ähnlich, mit seinen langen Beinen durch den allgemeinen Sumpf gewatet sei; doch nach dem Professor habe er sich vergebens umgeschaut, er hätte ihn gern zu einer Partie Schach aufgefordert. Edith antwortete ruhig, der Regen werde ihn, gleich ihr, vom Baden abgehalten haben, und stand von Tisch auf.

(Fortsetzung folgt.)

## N e m i .

Erzählung von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Als Adrianos seinen Bericht über das Verschwinden Nemi's beendet, sprach Herr von B. sein Erstaunen aus, daß man die Hilfe des Consulats nicht in Anspruch genommen, was freilich, wenn hier ein Verbrechen vorliegen sollte, auch von wenig Erfolg gewesen sein würde.

„Wir Europäer,“ sagte er, „stehen mit unserer amtlichen Autorität immer sehr bald an der Grenze unserer Wirksamkeit. Ein Geheimniß, das durch die niedrigen Schlupflöcher der nackten Hofmauern der arabischen Häuser der Desseintlichkeit entschwunden, ist für die Außenwelt begraben. Niemand erfährt, was in den geräuschlosen Wohnungen der Araber und auch der Ägypter, namentlich in den Konaks der Reichen, vorgeht, denn während bei uns im Abendlande Alles, was in den Familien geschieht, durch die Klatschsucht und Bosheit der Dienerschaft auf die Straße getragen wird, ist hier das verschwiegene Sklaventhum der getreue Hüter des häuslichen Mysteriums. . . . Aber Sie sagten: vor vier Jahren, Adrianos-Bey! Ich hielt mich damals mit meiner Familie in Alexandria auf. Wie ist der Familienname dieses Kindes?“

„Es nannte sich Nemi . . . Nemi Gordon, wenn ich recht gehört habe.“

Lucile, die eben eine erfrischende Limonade servierte, horchte auf.

„Nemi Gordon? . . . Ach, das war ja meine kleine blonde Freundin, von der ich Dir damals erzählte, Papa!“ rief sie lebhaft. „Ich lud sie mehrmals ein, mich zu besuchen, wenn wir zusammen spielten, aber sie schüttelte immer den Kopf; sie dürfe nicht, sagte sie. Schließlich erwartete ich sie auch auf unseren Spielplätzen vergebens und ich sah auch die Frau in dem dunklen Kleide nicht mehr, die sie stets führte. Ich meinte, die habe ihr verboten, mit mir zu spielen.“

„Und Sie hörten auch nichts mehr von dem Kinde?“

„Nichts! Ich hatte ja noch andere Gespielinnen! Ich hatte Nemi gern, obgleich sie ein ganz eigenthümliches Kind war und sich nicht gern angeschlossen. Sie konnte außerordentlich lieb sein, dann aber plötzlich war sie wie umgewandelt, verschlossen, verschüchtert; man konnte nicht recht aus ihr Flug werden.“

„Und diese . . . Frau, die sie begleitete?“ fragte Adrianos zögernd.

„D, die sahen wir Kinder alle nicht gern! . . . Und jetzt begreife ich erst: sie hütete das Mädchen so auffallend; sie mußte immer hören, was Nemi sprach, und namentlich wenn englische Damen sich dem hübschen blonden Mädchen näherten, machte sie stets ein so unfreundliches Gesicht. . . . Aber warum überließ man denn die arme Nemi solchen Leuten. Ihre Eltern mußten doch in guten Verhältnissen sein, oder waren sie todt?“

„Ich wage nicht, darüber zu urtheilen.“

„Das Mädchen war also fünfzehn Jahre, als es verschwand?“ fragte Herr von B. „Und Du sagtest, es sei hübsch gewesen?“

„Hübsch jedenfalls! Ich weiß nicht, ob man sie sogar schön nennen konnte, denn sie war ja erst in ihrer Entwicklung. Aber sie hatte so ein ganz besonderes Cachet, das namentlich auch die Damen anzog. Es sollte mir recht wehe thun, wenn ihr ein Unglück widerfahren wäre.“

„Ich begreife nur nicht, warum die Familie des Mädchens nicht schon längst energische Schritte gethan!“ rief Herr von B. kopfschüttelnd.

„Sie sind wol geschehen, doch nutzlos!“ Adrianos vermochte ein Erröthen nicht zu hindern. „Ich glaube aber, man vermuthete das Kind in Indien, wo es geboren sein soll, und nur durch einen Zufall vernahm man von diesem Verschwinden. Die Spur ist in Alexandria selbst verloren gegangen.“

„Von unserer Polizei werden Sie wenig zu erwarten haben!“ Herr von B. zuckte die Achsel. „Und wenn gar

irgend eine einflussreiche Hand im Spiele sein sollte. . . . Ich möchte Ihnen einen Rath geben: wenden Sie sich an jene andere Polizei in diesem Lande, an Matoppo und seine Bande, in der unsere Behörden selbst ihre wirksamsten Agenten zu suchen gewöhnt sind, wenn es sich um etwas Wichtiges handelt. Ich selber würde nicht zögern, diese aufzubieten, wenn es gilt.“

Adrianos sah sich seit dem Verschwinden seines Schützlings zu einer grundsätzlichen Rolle verurtheilt und Ralph Gordon's Anzeige verschlimmerte die Feinlichkeit seiner Situation. Ein Sterbender hatte ihm sein Kind anvertraut, das war begreiflich und natürlich; aber dieser Sterbende hatte ihm sein Vermögen übergeben mit Worten, die nur die Todesangst ihm erpreßt, und seine Erbin — freilich ein Kind noch — hatte dies durch ihr Vertrauen gebilligt.

Noch fehlte allerdings nichts an der Summe, die er von William Gordon empfangen; sie lag unberührt in der englischen Bank; die Zinsen derselben hatten genügt, seine Ausgaben für sich und das Kind zu decken. Aber mit wessen Autorisation für sich? Er hatte, wie gesagt, lange in England lebend, nach den verwandtschaftlichen Beziehungen des Mädchens, nach einer Familie gesucht, der ja auch seine Mutter angehört, doch ohne Erfolg. Wo er einen Angehörigen zu finden geglaubt, war dieser schon mit Tode abgegangen, und jetzt suchte ein Ralph Gordon-Sullivan die Tochter des Verschollenen, von Madras aus — ein Erbe vielleicht auch dieses Verschollenen.

Adrianos war auf dem Punkte gewesen, Herrn von B. ganz ins Vertrauen zu ziehen, aber der Gedanke an Ralph Gordon, der an ihn eine Forderung von zwanzigtausend Pfund stellen konnte, ließ ihn zurückschrecken. Vor ihm wie vor der Welt war er ein unberechtigter und ungetreuer Verwalter, ein von einem Sterbenden eingesetzter Vormund, der über das Vermögen und die Existenz der Mündel die Rechenschaft fürchten mußte. . . .

Getäuscht in seiner Hoffnung, verließ er das Haus des Herrn von B. Nemi, so glaubte er auch aus Lucilens Worten schließen zu können, hatte vertrauensvoll und geduldig auf seine Rückkehr gewartet; sie hatte wahrscheinlich erst, als Cassia mit leerer Hand von Postofulos gekommen, diesem ihr Nothsignal gebracht, das Comptoir verschlossen gefunden und . . . die Vorstellung von dem, was danach geschehen, machte Adrianos grauen. Sie, die Schwester, wie er zu seinem Schrecken jetzt erst erkannt, sie war aus Rache gegen ihn, den doch Schuldlosen, zu Allem fähig gewesen! Es galt, sie zu finden und durch sie die Verschwindene.

## VIII.

Adrianos begab sich nach Alexandria zurück und wandte sich hier an die schlimmste Adresse. In grobem Anzuge, der ihn vor sofortigem Erkannwerden schützen sollte, erschien er in einer der unheimlichen Hafenspelunken und fragte nach Matoppo, einen der Chefs jener in Egypten selbst von der Polizei gefürchteten griechischen Gaunerbanden, in denen die letztere ihre Handlanger hat und von denen man behauptet, daß selbst der Khedive sich ihrer bediene, wenn er bei ausnahmungsweise großen Festlichkeiten einer ungewöhnlich großen Dienerschaft zur Bewirthung seiner Gäste bedurfte. Der Khedive ließ bei solchem Anlaß den Chef der Bande kommen, übergab ihm die Obhut über das ganze werthvolle Gold- und Silberverze, und dasselbe war dann in den zuverlässigsten Händen, da Keiner der als Diener kostümirten Bande sich daran zu vergreifen wagte.

Adrianos fand den Gesuchten, der, den Kopf in die Hand gestützt, im tiefsten Winkel der griechischen Garfische saß, aber mit Herzklappen stuzte er vor den braunen Gesichtszügen des verwegener schwarzbärtigen Burschen, als er sich ihm gegenüber sah.

„Suchtest Du mich aus alter Freundschaft, Andreas?“ fragte jener lachend und ihm die Hand reichend. „Du bist ein reicher, vornehmer Mann geworden und Dein armer Spielkamerad muß sich eben durchschlagen, so gut es gehen will.“ Matoppo musterte dabei mit schlaudem Blinzeln die Kleidung seines Kindheitsgespielen im Piräus.

Adrianos unterdrückte seine Bestürzung. Er ging auf des Anderen Kameradschaft ein und zuckte lächelnd die Achsel.

„Deine Schwester sah ich oft hier,“ fuhr Matoppo fort. „Es schien ihr einmal gut, einmal schlecht zu gehen. Wir haben uns auch oft den Kopf zerbrochen, wie sie damals zu dem blonden Kind gekommen, einem Blümchen, das doch sicher nicht in ihrem Garten gewachsen.“

„Eben der Schwester wegen suchte ich Dich auf, Georgios. Du sollst mir sie auffinden helfen. Sie ist seit einigen Wochen verschwunden.“

„Cassia? Hm! Ich erkannte sie kaum wieder, als ich sie vor Jahren in Ramleh sah. Aber wenn man einen so reichen Bruder hat! Sag' mir nur, wie ist's mit Dir so wunderbar gegangen! Unser Freund Filippus sah Dich, wie Du in elendem Matrosenkostüm in Suez eintrafst, zu dem alten Kleiderhändler gingst, bei dem Du vor der unglück-

lichen Expedition Deine Staatsuniform zurückließest, und wie aus dem Ei geschält wieder auf die Straße tratest. Du weißt, wir haben unsere Augen überall. Filippus konnte sich Dir als Spielkameraden dort nicht zu erkennen geben, er hatte zu thun.“

„Ich sprach Dir von meiner Schwester,“ unterbrach ihn Adrianos unwillig. — „Du erhältst tausend Pfund, wenn Du sie findest. Aber sie darf nicht ahnen, daß ich sie suche. Du weißt, sie ist empfindlich.“

„Du zahlst wie alle reiche Leute im Voraus?“

„Wie Du willst!“ Adrianos warf ihm eine Note hin. Matoppo steckte phlegmatisch das Geld ein.

„Du sprachst von dem Mädchen, das Du an Cassia's Seite hier gesehen,“ fuhr Adrianos fort.

Matoppo schaute ihm heimlich forschend unter den Filzhut. „Sie muß viel Geld für das Kind erhalten haben,“ sagte er trocken.

Adrianos erbleichte. „Was weißt Du von dem Mädchen?“

„Hm, ich meine, man muß ihr die Pflege des Kindes gut bezahlt haben, denn es schien ihr gut zu gehen. Als ich sie später einmal ohne das Kind sah, waren auch die vornehmen Kleider verschwunden. Cassia weiß nicht mit Geld umzugehen. Man sah sie noch kurz vorher durch die Straßen fahren . . . ohne das Kind, das Emin-Bey, Du erinnerst Dich seiner vielleicht noch, dem Sohn des schwer reichen Effendi aus dem Libanon, sehr zu gefallen schien. Man sah ihn stets im giardino publico, wenn das Mädchen dort spielte, und hat ihn auch später mit Cassia gesehen.“

„Emin-Bey!“ . . .

„Dem jetzt das schöne maurische Schloßchen in Kairo gehört. Der Alte baute es und hinterließ es seinem Sohne, als es fertig. Nicht wahr, Andreas, Du suchst eigentlich mehr das Kind als Deine Schwester? Man hat nicht gehört, daß Du Dich früher so um sie gekümmert.“

„Warum die Frage?“

„Nun, weil ich vermüthe, es müsse dasselbe Kind sein, das Cassia vor so und so viel Jahren aus Suez hierher brachte. Filippus sah sie, aber wie gesagt, er hatte dort Anderes zu thun. Du siehst, wir haben unsere Augen ein bisschen überall. Du bist ein reicher Mann, die Leute sagten damals, Du habest in Gondokoro oder da herum einer Sultaniin gefallen, die Dich so reich beschenkt. Unserins gibt nicht so viel auf dergleichen Geschwätz; ich weiß auch, wie es da oben aussieht, denn ich habe mir selber in Chartum am Eisenhandel einmal stumpfe Zähne geholt, und schließlich ist es ja ganz gleichgültig, was Dich zum reichen Mann gemacht hat. Wie wär's, wenn Du auch für das Auffinden des Mädchens noch tausend Pfund aussetzt?“

„Du weißt, daß es noch am Leben?“

„Warum sollt' es das nicht sein? . . . Das Mädchen war frisch und gesund. Uebrigens brauchst Du mir aus Nichts ein Geheimniß zu machen. Was ich wissen will, erfahre ich. Sieh, ich bin ein armer Kerl, aber ich wette diese Tausendpfundnote gegen das Doppelte, daß ich auch erfahre . . .“

Adrianos winkte ihm unnuethig, zu schweigen. Die Andeutung, die ihm der Bursche gemacht, lag ihm wie das Bewußtsein eines von ihm selbst begangenen Verbrechens auf der Seele. Und daß ein solches geschehen, ward ihm fast zweifellos.

„Du sprachst von . . . Emin-Bey! . . . Du sahst ihn hier nach dem Verschwinden des Mädchens?“ fragte er mit beengter Brust.

„Du weißt, Andreas, er ist gewöhnlich überall, bald in Kairo, bald in Konstantinopel, bald in Paris. Sein Vermögen muß kaum zu zählen sein, denn sein Vater besaß große Türkenbrüche drüben in Sina oder im Libanon, was weiß ich; er hatte bedeutende Verbindungen mit Paris und London, glaubte als Maronit an Christus und gefiel sich in mahomedanischen Gebräuchen. Das maurische Schloßchen baute er aus werthvollen Steinen, die er mit großen Kosten aus seinen Brüchen herüberschaffen ließ. Emin ist halb Kavaller, halb Kaufmann, immer aber ein Gentleman, der sein Geld unter die Leute wirft . . . Eben deshalb hatte ich auch so meine Gedanken, als ich ihn einmal an Cassia's Seite im öffentlichen Garten sah . . . Aber ich kann mich irren!“ Matoppo machte eine Miene, als sei ihm das sehr gleichgültig. „Uebrigens solltest Du ihm in Kairo begegnen sein; ich sah ihn kürzlich auf dem Bahnhofe ein Coupé besteigen. Er war, irre ich nicht, von Frankreich gekommen und hatte seine gewöhnliche Leibgarde, drei Arabier, bei sich, prächtige Kerle, die ihm wie Hunde folgen!“

„Du bemerktest nicht, daß Cassia großen Aufwand trieb?“ fragte Adrianos kleinlaut, als fürchte er sich vor der Antwort. „Ich meine damals, als . . .“

„Doch! Ich erinnere mich! Sie soll damals wieder in Ramleh eine kostspielige Wohnung gemiethet und als vornehme Dame gelebt haben. Aber wol nicht lange. Cassia's Hände sind ein Sieb.“

Adrianos erhob sich verstimmt.

„Es bleibt also bei unserer Verabredung, Matoppo!“ rief er, ihm mit heimlichem Widerwillen die Hand reichend.



Ein Caligula-Opfer. Von Fritz Schneider.

„Tausend Pfund für Cassia und ebenso viel für das Kind! Du wirst mich zu finden wissen!“

Matoppo schaute ihm ironisch lachend nach. Als Adrianos die Spelunke verlassen, nahm er seinen Platz wieder ein und winkte einem Burschen in wollener Schiffsjacke, der unbemerkt hereingeschlichen, scheinbar gleichgiltig in einer dunklen Ecke saß und eine Wassermelone in Stücke zerlegte.

Der Name, den ihm Matoppo genannt, hatte Adrianos in die größte Aufregung versetzt. Emin-Bey, wenige Jahre jünger als er, war der kairinischen Gesellschaft hinreichend bekannt und am Hofe des Khedive eine gern gesehene Persönlichkeit. Ismael-Pascha liebte französische Eleganz und der Türke in ihm verleitet ihn, mittelst dieser in Paris ihm anerzogenen Geschmacksrichtung, zu den ausschweifendsten Mißbräuchen, die ihn endlich vom Throne verjagten. Emin dankte ihm den Titel eines Bey, Emin gab in seinem maurischen Schloßchen glänzende Feste, zu denen der Khedive die Einladung annahm, Emin machte Glück selbst bei den Damen der europäischen Kolonien, die ihm Manches vergaben wegen seiner übersprudelnden Lebenslust, denn Emin's einzige Sorge war, das Geld unter die Leute zu bringen, das ihm der betriebame Vater hinterlassen.

Emin war leichtsinnig, und dennoch, wie Adrianos ihn auch beurtheilte, er war nicht im Stande, ihm eine Schlichtigkeit zuzutrauen. Emin war stolz, hochmüthig bei all seinen lobenswerthen Eigenschaften — wie also, ohne ihn zu verletzen, sich ihm in dieser Angelegenheit nähern?

Adrianos sah seine Hände gebunden. Die Consulate allein waren im Stande, ihm ihre Hilfe zu leihen, aber er hätte die eigne Schwester wenn auch nicht direct anklagen, doch in Untersuchung bringen müssen, und schließlich blieben die Bemühungen dieser Aemter meist ohne Erfolg.

Er wollte nach Kamleh hinaus, um dort über den Aufenthalt der Schwester Erkundigungen einzuziehen, aber auch das führte sicher zu keinem Resultat, denn wer erinnerte sich der Personen, die vor Jahren dort aufgetreten und wieder verschwunden? Er kehrte also nach Kairo zurück, auf Matoppo rechnend.

Lucile empfing ihn am nächsten Abend mit der Nachricht, Emin-Bey, dessen er sich ja erinnern werde, sei am Morgen bei ihnen gewesen; er sei von längerem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt und bereite, da die nächsten Schiffe eine Anzahl schon annoncirt interessanter Fremder nach Kairo bringen würden, eines seiner gewohnten glänzenden Feste im Schloßchen vor.

Adrianos suchte ihren Vater in seinem Bureau auf, um ihm den Zweck und den Erfolg seiner Anwesenheit in Alexandria mitzutheilen.

„Emin?“ rief Herr von B. überrascht. „Ich halte ihn nicht für schlecht; er ist nicht ohne Herz, und Herzlosigkeit gehört unbedingt dazu, aber er liebt von mohamedanischen Sitten, was ihm eben davon gefällt. Wir erwarten auch seine Schwester, die, in Frankreich erzogen, auf der von ihrem Vater erbten Besitzung in einem Thal des Libanon wohnt und für den Winter zum ersten Mal in unserer Gesellschaft hier debutiren wird. Sie soll schön sein, wie auch Emin es ist. Ich bin neugierig, sie zu sehen; sie ist eine Zwillingsschwester Emin's und der veranstaltet ihr zu Ehren eine glänzende Soirée, in der sie die Honneurs übernehmen wird. . . Schlagen Sie sich übrigens die Idee aus dem Kopf, hinsichtlich Emin sind Sie auf falscher Fährte! Dieser Matoppo wird Sie nur um die tausend Pfund prellen, die Sie ihm im Namen der Familie der Verschwundenen gegeben und Niemand wird den Muth haben, sie ihm wieder abzufordern, wenn er Sie betrogen hat. Seien Sie vorsichtig!“

Als Adrianos seine Wohnung erreichte, fand er auf seinem Tische Emin's Karte und die Einladung zu der in acht Tagen in seinem Schloßchen stattfindenden Soirée. Emin selbst war so artig gewesen, sie ihm persönlich zu überbringen.

## IX.

Wenige Tage später saßen auf derselben Terrasse des Suez-Hotel die Passagiere, die dem draußen liegenden großen Ostindien-Dampfer entstiegen waren: Offiziere und Touristen mit dem großen korbartigen, von weißer Gaze umschlungenen Hut, ganze Familien, die heimwärts fuhren und im Hotel Rast genommen.

Wieder sank die Sonne über dem Attaka-Gebirge, aber stiller war's über dem Kanal geworden, die ganze Flottille von Arbeitsdampfern, Baggern und Kränen war verschwunden und nur die unentbehrlichsten lagen noch vor dem Dock.

Und wieder saß da ein alter Herr mit grauem Vollbart, auf demselben Platz, auf dem er damals vor mehr als fünf Jahren gesessen, Colonel Barting, nur dicker und behäbiger; er war jetzt in Civilkleidung, da er seinen Abschied genommen und seine Plantagen verkauft hatte, um im Heimathlande die Ruhe zu suchen.

Neben ihm saß ein hoch aufgeschossener, überaus dürrer junger Mann mit starken Knochen, sonnenblondem Haar,

sommerprossigem schmalen Gesicht. Er war in gelbes indisches Gewebe gekleidet, trug den Gaze-Hut auf dem kurzgeschnittenen Haar, die großen weithin unter den Tisch gestreckten Füße steckten in gelben, mit Gamaschen bedeckten Schuhen — das Original eines Engländers, mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck, bartlos, und überblonden Augenbrauen.

„So weit, Mr. Gordon,“ hub Colonel Barting wieder an, nachdem das Gespräch gestockt, „so weit sind wir jetzt gekommen, seit ich die Ehre hatte, mit Ihnen in Madras zusammenzutreffen und meine Interessen mit den Ihrigen zu vereinigen. Mein altes Herz hat nie aufgehört, Amy Dirkens, Ihrer Tante, von der ich Ihnen so viel erzählt, dasselbe treue Andenken zu bewahren und ich gab Ihnen den Beweis dafür, als ich, der ich in Indien vor der Zeit alt geworden und das Land gründlich kennen gelernt, Sie unterstützte in Ihren vergeblichen Forschungen.“

Der junge Mann dankte schweigend durch ein steifes Kopfnicken. Er schien kein Freund vieler Worte; der Colonel war dafür desto redseliger.

„Ihre Aufforderung in den Zeitungen und Ihre Freigebigkeit hatten wenigstens das Gute, uns auf eine Fährte zu bringen und die Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß derjenige, dessen Spur wir folgten, wirklich William Gordon-Sullivan und nicht Edward hieß, als welcher er gar nicht zu Ihrer Familie gehören würde, wie Sie mir sagten. Er wäre dann ein ganz anderer Gordon, einer von den Vielen, die es in den britischen Besitzungen gibt, die uns aber in unsrer Sache gar nicht kümmern.“

Wieder ein Kopfnicken Mr. Gordon's.

„Das Consulat in Dschedda,“ fuhr Barting fort, „weiß zwar, unerklärlich genug, nichts von der Anwesenheit und dem Tode eines Gordon-Sullivan vor so langer Zeit, indeß ist es uns doch gelungen, bis dahin seine Spur zu verfolgen. Es ist leider sehr wahrscheinlich, daß er dort ungetroffen, vielleicht ein Opfer fanatischer mohamedanischer Pilgerfahrer geworden, denn die Intoleranz ist in diesem Orte sehr arg, wie das die wiederholten Excesse gegen die Christen beweisen. Wenn ihm aber ein Unglück dort zugestoßen, was ist aus dem Kinde geworden? . . . Und dabei, Mr. Gordon, hilft mir nun mein Gedächtniß, das uns, wie Sie wissen, in diese Richtung geführt. Es ist vor mehr als fünf Jahren — ich erinnere mich dessen ganz genau — von Dschedda aus ein Kind, und zwar ein Mädchen, durch einen ägyptischen Offizier, der an Baker's unglücklicher Expedition theilhaftig gewesen, hierher gebracht worden. Es steht mir noch hell und klar in der Erinnerung, daß ich mit diesem Mann hier an dieser Stelle saß, daß ich ihm von Amy Dirkens sprach, als er mir den Namen Gordon-Sullivan nannte. Das Kind war krank hier angekommen, das weiß ich noch genau; ich konnte es deshalb nicht sehen, als ich danach verlangte, um möglicherweise eine Aehnlichkeit mit Amy Dirkens zu finden, und ich tröstete mich auch mit der Ueberzeugung, daß es ein ganz anderer Gordon gewesen sein müsse. Am andern Morgen war der Offizier abgereist und im Hause hier sagte man mir, das Kind sei von einem Fellah-Weibe zum Bahnhof geleitet worden. Das ist ein Factum, Mr. Gordon.“

Der letztere stieß nickend einen gurgelnden Laut aus und starrte vor sich hin.

„Das Schlimmste ist nur, daß Niemand hier im Hause sich des Offiziers erinnert, Niemand selbst seinen Namen wußte, denn um ein Fremdenbuch kümmert sich in diesem Lande kein Mensch, die Bedienung wechselt natürlich oft und wie ich mir auch den Kopf zerbreche, Mr. Gordon, ich selbst bin nicht im Stande, mich seines Namens zu entsinnen. Ich erinnere mich wol, daß ich ihm meine Karte gegeben, aber von ihm erhielt ich keine und ebenso wenig jemals eine Nachricht. Es bleibt uns somit nichts übrig, als auch hier eine Belohnung auszusuchen und jenen Offizier aufzuspüren, wenn er noch am Leben.“

Mr. Gordon senkte abermals den Kopf. „Tausend Pfund!“ sagte er mit einer rothelnden Stimme.

„All right, Mr. Gordon! Das wird es thun! Das Schicksal eines jungen Mädchens in diesem Lande kann ein sehr trauriges gewesen und noch sein, wenn es in gewissenlose Hände gerathen. Man sagt wol, die Sklaverei sei verboten, aber das steht nur auf dem Papier, und wer weiß denn, was hinter den hohen Mauern passiert, hinter denen die Reichen ihre Paläste verstecken. Wär's nur kein Mädchen gewesen, Mr. Gordon! . . . Daß es gerade ein Mädchen gewesen sein mußte!“

Gordon nickte abermals. „Sie sagten auch, Colonel Barting, es sei eins gewesen!“ murmelte er vor sich hin.

„Und in einem Lande, in welchem die Polizei ein Nichts ist, ein Garnichts, Mr. Gordon! Und in fünf Jahren kann ein Mädchen seitdem schon herangewachsen sein! Wenn ich mir denke, daß Amy Dirkens' Kind ein Loos beschieden gewesen wäre wie das der übrigen Weiber, die hier nur als rechtlose Waare betrachtet werden!“

Mr. Gordon schien bei der Andeutung eine gewisse geistige Erschütterung zu empfinden.

„Gewissenlos sind sie hier Alle, was die Weiber an-

betrifft. Aber die andere Frage, Mr. Gordon! Ihr Dheim hat Geld, viel Geld gemacht in China, so ist die Vermuthung.“

„Viel Geld!“

„Und er sollte Alles in Baarem mit sich genommen haben! Er, ein Geschäftsmann!“

„Man vermuthet so!“

„Also kann das Kind aus Habsucht umgebracht worden sein! William's Hauptgeschäft, wie Sie gehört, ist in letzter Zeit mit Kaffee gewesen.“

Gordon bestätigte schweigend.

„Und keine Spur von ihm in und um Dschedda! Man hat die scheußliche That in tiefstes Geheimniß gehüllt!“ Auch Colonel Barting versank wieder in Schweigen.

Gordon schien sich endlich durch einen Gedanken zum Reden aufgefordert.

„Sie muß gefunden werden, Colonel Barting,“ sagte er, das Kinn erhebend. „Ich habe den festen Entschluß schon seit Jahren, William Gordon-Sullivan's Kind zu heirathen. Ich habe es meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, als er mir sein großes Vermögen, die reichsten Silberminen Californiens und viele Acker, Felder und Blockhäuser hinterließ. Die Heirath war zwischen ihm und William Gordon lange beschlossen, seit diesem ein Mädchen geboren worden. Es ist dies auch das einzige Mittel, daß ich zu einer Frau komme, denn ich wüßte es nicht anders anzufangen. Es gibt viele Weiber in der Welt, sehr viele, aber ich wüßte es nicht anzufangen, eine davon zu bekommen.“

Gordon senkte wieder das Kinn.

„Sie haben mir versprochen, Mr. Gordon, daß ich Sie nach Californien begleiten darf, wenn Sie Amy Dirkens' Kind geheirathet haben. Es muß Amy's Züge tragen und es soll mir dereinst die Augen zudrücken. Auch ich will tausend Pfund und mehr mit Freuden opfern, wenn wir das Mädchen finden.“

Gordon erwiderte nichts. Er flüsterte nur vor sich hin: „Ich werde sie heirathen an dem Platz, wo ich sie finde,“ und blickte wieder stumpfsinnig vor sich in das Halbdunkel auf einen Punkt.

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Illustrationen.

**Prinzessin Helene von Waldeck**, die Braut des Prinzen Leopold von England, ist die vierte Tochter des Fürsten Georg Victor von Waldeck-Pyrmont und vollendet am 17. Februar ihr 21. Lebensjahr. Gleich ihren bereits vermählten Schwestern, der Königin von Holland, der Kronprinzessin von Württemberg, der Erbprinzeßin von Bentheim-Steinfurt, ist auch Prinzessin Helene eine höchst anmuthige Erscheinung, deren Eindruck durch Einfachheit des Benehmens, Liebenswürdigkeit und Herzengüte noch gehoben und geistigt wird. Ihre Vermählung mit dem jüngsten am 7. April 1883 gebornen Sohne der Königin Victoria, dem 1881 die erbliche Peerswürde mit dem Titel eines Herzogs von Albany verliehen wurde, wird im März in der Capelle des Windsor-Schloßes vollzogen werden. Prinz Leopold wird als ein Mann von Geist, Wissen und festem Charakter gerühmt und erfreut sich lebhafter Sympathie nicht bloß am Hofe von St. James, auch beim ganzen englischen Volke.

**Ein Caligula-Opfer**, Gemälde von Schneider. Cajus Cäsar Caligula, der Nachfolger des angeblich durch ihn ermordeten Neron, der Sohn des Germanicus und der Agrippina (12 v. Chr. — 41 n. Chr.) gehörte zu den widerwärtigsten Scheusalen unter allen, welche den weltbeherrschenden Thron des Augustus geschändet haben. Er bietet in seinen Plänen und Handlungen eins der vollkommensten Beispiele des römischen „Cäsarenwahnsinns.“ Eine besonders charakteristische Aeußerung dieser unheilvollen Geisteskrankheit hat dem bekannten Münchner Meister, dem Autor so mancher geistreichen Kunstwerks von kühner origineller Erfindung oder Composition, Schneider, den Gegenstand dieses Bildes gegeben. Caligula's Wahnsinn trieb ihn bis zur Selbstvergötterung. Wie der Chronist des Augustus und seiner Nachfolger, Sueton, in den Kaiserbiographien (IV. 22) erzählt, ließ Caligula die durch religiöses Ansehen und Kunstwerth ausgezeichneten Götterbilder aus Griechenland nach Rom bringen, ihnen die Köpfe abnehmen und seinen Portraittkopf an deren Stelle setzen. Es gab Manche, die ihn unter dem Namen Iupiter Latialis (als „Schutzgott Latiums“) verehrten. Sogar einen eignen Tempel stiftete er seiner Gottheit nebst Priestern und spitzsinnig ausgelügelter Opfern. In dem Tempel stand sein goldenes Portraittandbild in natürlicher Größe. . . Um die Vorsteherchaft bei dem Priestercollegium bewarben sich die reichsten Leute abwechselnd mit höchstem Ehrgeiz und höchster Geldverschwendung. Die Opfertiere waren Flamingos, Pfauen, Auerhähne, numidische Hühner, Perlhühner und Fasanen, welche täglich klassenweise geopfert werden mußten.

Ein solches Opfer ist es, welches hier, in Gegenwart eines Priesters dieser grausamen und lächerlichen Gottheit, in der Kuppelhalle ihres Tempels am bekränzten Fußgestell ihrer goldenen jupiterähnlichen lebensgroßen Statue von einer schönen jungen Baise niedergelegt wird. Die Suetonische Schilderung oder Registrierung der Gegenstände, aus welchen sich diese Opfer zusammensetzten, ist ganz dazu angethan, einen farbenfrohen Maler zur Darstellung desselben zu reizen. Gibt es doch das schönste Motiv zu einem „Stillleben,“ einer „nature morte“ großen Stils und mit prächtiger, dessen Wirkung und Bedeutung steigender Umgebung. Auch die Holzschnittreproduction des Schneider'schen Bildes läßt erkennen, wie wol dieser Künstler es verstanden hat, der selbstgewählten prächtigen malerischen Aufgabe in vollem Umfange gerecht zu werden. Er hat sich mit der glänzenden Schilderung all des vielfarbigen Getriebens in schimmernden Federkleidern, der Blumen und Früchte, der goldenen Statue, des rauchenden bronzenen Dreifußes, der römischen Tempelarchitektur, des prunkvollen Mosaikbodens und Vorhanges nicht begnügt — er brachte mit der Gestalt des Priesters dieses verrückten Cultus ein höchst charakteristisches lebendiges Element in der Composition hinzu; charakt-

teristisch für die Epoche, für die tiefe sittliche Verwilderung, für die freche Heuchelei, welche in ihr triumphirte. Dieser heilige Mann hat nur einen wirklichen Gott: seinen Bauch, und mit kaum verhaltenem Grinsen betrachtet er die hier angehäuften Opfergaben, welche das goldene Götterbild seinen Priestern sicher nicht vor dem Munde wegnehmen wird.

Literarische Tagebuchblätter.

Von Helene Stöckl las ich zwei allerliebste Bücher: „Weizen Sie mich? Launige Fragen launig beantwortet“ (München, Fr. Bassermann) und „Aug' in Auge.“ Eine Plauderei. (Leipzig, C. A. Koch.) Die fünfzehn kleinen Artikel des ersten Buches sind von einem köstlichen Humor belebt und dürften ihre erheiternde Wirkung auch auf einen verhärteten Griesgram kaum verfehlen; es sei denn, er hänge der trübseligen Lehre des „großen Frankfurter Weltweisen“ an und fühle sich in dem netzigen kleinen Aufsatz „Schopenhauer in Theorie und Praxis“ allzu sicher getroffen. Wir Anderen können darüber, wie über „Die Annehmlichkeit der Kurzsichtigkeit“, „Es kommt Alles auf den richtigen Standpunkt an“, „Wie der Bräutigam zum Ehemann wird“ u. a., recht herzlich lachen und der Verfasserin für ihre drollige Laune Dank wissen. Die Plauderei „Aug' in Auge“ enthält Alles, was eine fein und tief empfindende Frau zum Lobe des „zarten Seelenpiegels“ und über seine zahllosen Functionen nur immer sagen mag. Das zierliche Büchlein eignet sich besonders zum Geschenk für sinnige junge Mädchen oder Frauen.

Recht verdienstlich ist ein Buch von Marie Müller „Die zwölf Monate“, Sammlung von Erzählungen, Märchen, Gedichten und Liedern, methodisches Handbuch für Kindergärtnerinnen und Unterhaltungsbuch für die Jugend. (Berlin, Theod. Chr. Fr. Enslin, 1882.) Die Verfasserin ist Lehrerin am Lyceum und Kindergärtnerinnen-Seminar zu Leipzig und hat somit aus Erfahrung geschöpft, aus derselben Erfahrung, die alle gemacht haben müssen, die sich um eine planmäßige, Geist und Gemüth fördernde Unterhaltung der Kleinen und Kleinsten abgemüht haben: daß es sehr schwer sei, einen genügenden, methodisch geordneten Vorrath von Erzählungen und Liedern zu beschaffen, die dem Zweck der ersten Jugenderziehung vollaus dienen. Sie hat daher, namentlich für ihre Berufsgenossinnen, mit Fleiß und Umsicht und allem im Amt erworbenen pädagogischen Takt einen solchen Vorrath theils durch Sammlung, theils durch Uebersetzung oder selbständige Abfassung von Geschichten und Liedern hergestellt und verdient dafür das Lob und den Dank jeder Mutter und jeder Kindergärtnerin. Den besten Lohn gibt freilich der Segen, der in einer solchen Arbeit beschlossen ist, selbst.

„Nennchen von Tharau.“ Ein Lied aus alter Zeit. Von Franz Hirsch (Leipzig, Carl Neipner) betitelt sich eine recht ansprechende Dichtung, der wir glauben einen großen Leserkreis prophezeien zu können. Wer hätte nicht schon einmal gejunget oder gesungen gehört das treuerherzig-liebesinnige Lied des Königsberger Gelehrten und Poeten Simon Dach:

„Nennchen von Tharau ist's, die mir gefällt. Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld. Nennchen von Tharau hat wieder ihr Herz Auf mich gerichtet in Freud' und in Schmerz. Nennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut, Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.“

Dieser holde Sang, der nun schon so viel tausend Herzen wolkethan, wird hier in seiner Genesis durch eine allerliebste poetische Erzählung nachgewiesen, die da berichtet von dem heiteren Jugendübermuth des Musenjüngers Hans Partatius, von seiner Liebe zu dem schönen Nennchen, die aus dem wilden Studenten einen ernstesten begeisterten Theologen macht; von der treuen Förderung ihrer Liebe durch den selbstvergessenen wackeren Simon Dach, der die eigene tiefe Neigung zu dem schönen Mädchen bekämpft und seinem begabten Böglinge von dem gerade in Königsberg eintreffenden Kurprinzen Friedrich Wilhelm — trotz dem verkehrenden Geschrei, das die orthodoxen Glaubenswächter gegen den poetischen jungen Candidaten erhoben — eine Pfarre und dadurch die Hand der Stillegeliebten auswirft. Und am Hochzeitmahl endlich erklingt das von schmerzlich-entsagender Liebe eingegebene schöne, im Sinne des glücklichen Bräutigams abgefaßte Lied Simon Dach's:

„Nennchen von Tharau ist's, die mir gefällt. Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld. Nennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn', Mein Leben schließt sich um Deines herum!“

Von H. Steinhausen liegen uns drei Novellen in einem Bande vor: „Sevatter Tod“, „Im Armenhause“, „Mr. Bob Jenkins' Abenteuer“ (Berlin, Rich. Wilhelm). Der Verfasser, uns bisher fremd und offenbar als Schriftsteller nicht, was man zünftig nennen möchte, darf eine höchst eigenartige Natur genannt werden, und ein Poet ist er wahr und wahrhaftig. Die drei Nissen, die Rinkel für den echten Dichter in Anspruch nimmt, Einfachheit, Natur und Geschichte, haben ihn inspirirt; doch auch den Genien Jean Paul's und Charles Dickens' ist er viel schuldig geworden und er trägt diese Schuld ehrlich ab. Was er bietet, ist sehr lehrreich, wird freilich nur von denkenden Lesern seinem ganzen Werthe nach gewürdigt werden; mag denn solchen namentlich das Buch empfohlen sein.

Kenate Greverns schrieb eine Erzählung „Am Bache“ (Bremen, Hinrichs Fischer). Sie wäre besser ungeschrieben geblieben! Das ganze Buch — 124 Seiten — ist eine süßlich-saure Trivialität. Was sollen uns solche Erzählungen?!

In demselben Verlage erschienen in neuen Auflagen drei Bücher, meist humoristischen Inhaltes, von Bernhard Stavenow: „Aus allen Kreisen.“ Humoresken. 3. Auflage. „Drillinge.“ Humoristische Erzählungen. 4. Auflage. „Schöne Geister.“ Künstler-Novellen und Skizzen. 3. Auflage. Allen eignet eine gewisse Leichtigkeit der Darstellung; doch artet dieselbe vielfach in Leichtfertigkeit aus und die Sprache, namentlich in den beiden erstgenannten Büchern, ist nachlässig bis zur Saloppheit; ja sie hält sich nicht einmal von offenbaren Rohheiten zurück. Damen — ich meine wirkliche Damen — mögen von der Lectüre dieser „Humoresken“ absehen. Die „Künstler-Novellen“ obgleich auch lose Waare, sind unbedenklicher und auch sprachlich sauberer. Ueberall aber ist Stavenow ein Schriftsteller oberflächlichsten Genres. „Aber die dritten und vierten Auflagen!“ wird man fragen. — Nun, eben deswegen!



Wie fern auch immer die Zeit unserer Kindheit liegen mag, jene ersten Eindrücke bleiben uns ungeschwächt, welche die Offenbarungen der alten traditionellen Märchen auf das empfängliche, junge Gemüth ausübten. Wie war doch damals die Phantasie so lebhaft von den Prachtgewändern entzündet, womit gütige Feen ihre Helben und Helbinnen bekleideten; unser kindlicher Glaube entlehnte sie geheimnißvollen Regionen, denn sie waren „eitel Gold und Silber“ und ihr Glanz wetteiferte mit dem der Gestirne.

Heute ist das Märchenwort: „wirf Gold und Perlen über mich“ für uns keine Beschwörungsformel mehr, Prachtgewandungen, die uns bezaubern, sind kein Problem. Die Mode ist die gütige Fee; mit verschwenderischer Fülle theilt sie ihre Gaben aus; sie entzückt uns durch kostbare Stoffe, brillante Farben und die eigenartige Eleganz glanzvoller Toiletten. Besonders eifervoll leitet sie die Toiletten der Hoffste. Ich will es versuchen, einige dieser vollendet schönen Ensembles zu schildern; das belebende Colorit entzieht sich freilich der Beschreibung, doch wird die Phantasie dieselbe zu einem Gesamtgebilde gestalten, das in der entsprechenden Umgebung und neben wechselnden Beleuchtungseffekten als voller, harmonischer Farbenaccord wirkt.

Eine Toilette aus matt-rosa schwerem satin und rothbraunem Sammet ließ die vornehme Trägerin voraussetzen. Der Rock von satin war tablierartig mit Stickerei von rosa Schmelz, unten und an den Seiten mit Puffen und Plisjes von satin garnirt, von schönen Spitzen anmuthig unterbrochen.

Die Paniers und die lange abgerundete Schleppe von rothbraunem Sammet, mit einem Futter von rosa Seidenstoff, bildeten zu der zarten rosa Farbe einen Contrast, der ebenso wirksam wie angenehm war. Die Schnebentaille von satin, mit Schmelzstickerei, fern ein Blumenjuchend von ausgeblühten Rosen gaben der Toilette die Vollendung.

Von blendender Pracht



war ein Anzug von viel-orfarbenem Damast mit Schleppe von gleichem Stoff. Letztere zeigte eine überraschende Neuheit im Arrangement. Die altgewohnte Form des geraden, eckigen manteau de cour war hier zu einer schiefen Draperie verwerthet, indem man die linke Seite der Schleppe grazios in Falten geordnet hatte, so daß sie in nur einem Zipfel in einer etwas schiefen Richtung endete. Wasserblumen von weißem Plüsch mit dunklem Laub und viel-orfarbenen Federn untermischt hoben sich effectvoll von dem gesättigten Ton des Stoffes ab.

Eine dritte Form der Schleppe haben wir an einem Costüm von mattblauem damas-broché und olivfarbenem Plüsch zu ver-

zeichnen. Von letzterem war die „queve sirene“ — dies der Name der Schleppe, den eine Pariser Künstlerin gleich genial erdacht und ausgeführt hat und bei glanzvollen Feien in großartigem Stile zur Geltung bringt. Diese schmal geschnittene Schleppe endet in zwei Spitzen; ein Arrangement, dem die Gunst der Damenwelt allerdings sehr getheilt zufallen dürfte. Denn was momentan die jungen Amerikanerinnen, die „Queens of beauty“ an der Seine erstreben, dürfte unserem ernstern Schönheitsfimmel weniger schnell vertraut werden, welcher mehr dem malerischen Faltenwurf Zugehörnisse macht, der auf bestimmten Schönheitsgesetzen beruht. Und daß diese sich auch auf die Stoffe erstrecken, ist bekannt. So werden wir denn nach wie vor auch der langen, geraden, faltenreichen Schleppe (manteau de cour) begegnen. Ich bewunderte sie an einer Toilette von crèmefarbenem Brocatstoff und crème-farbener moirée. Zu der zarten



Nüance hatte man Guirlanden von Marguerites und Lehren von Gold in matten, stumpfem Ton nebst Kornblumen von blauem, glänzendem, lahnartigem Stoff als belebenden Ausputz gewählt.

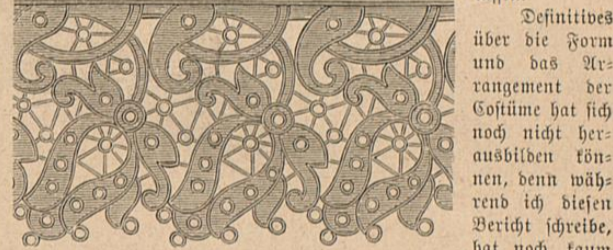
Wenn diese Blätter in die Hände der Leserin gelangen, klingen meine Worte vielleicht wie ein fernes Echo aus der frohen Carnevalszeit. Sie denken bereits an die naturfrischen Farben des Lenzes, die noch weit harmonischer wirken, wenn sie der goldige Strahl der Sonne beleuchtet und erwärmt. Nun wolan, auch dieser Zeit will ich gerecht werden. Rüsten Sie sich immerhin zu einer Promenade oder einer Fahrt in den Park, wählen Sie in den Magazinen, die Ihnen Costüme, Stoffe und Farben in reichster Auswahl und Ausfühung bieten. Von den Geweben habe ich bereits berichtet und kann nur wiederholen, daß man in Wolle die Bigogne und Plaidstoffe, voile, engl. Flanel, beige etc. in uni mit rayé und uni mit quadrille zusammengestellt tragen wird. In der Farbe macht sich allgemein die Neigung für matte, stumpfe Töne geltend, die überall dem Ersterben in der Natur abgelauscht zu sein scheinen und uns in bräunlichen, gelblichen, grünen und blauen Nüancen begegnen. Geradezu epochemachend ist das schon erwähnte bleu-gabier, ein mildes, warmes Graublau, das in der Frühjahrsaison den Sieg erringen wird. Es zählt zu den neutralen Farbentönen, die weder unheimlich noch auffallend zu nennen sind und eignet sich daher ebenso wol für die einfache Haus-toilette wie für das elegantere Promenadencostüm. In der Combination mit rothbraunem

satin (caroubier) hat es seine glücklichsten Erfolge. (Derartige Costüme sah ich in den Magazinen von Gerjon und Bonwit u. Littauer.) Neben dem bleu-gabier werden auch die Farben vert foncé, olive und mode ihren Platz zu behaupten wissen. Zu effectvoller Wirkung gelangen Costüme dieser Nüancen in uni-Stoff, wenn sie mit den neuen und schnell beliebten „Spartel-Stickerei“ ausgestattet sind. Diese Stickerei — ihr Name mag wol dem spanischen esparto und der daraus gefertigten Sparterie entlehnt sein — ist auf dem Stoff des Costüms mit gleichfarbiger Seide in durchbrochener Arbeit, ähnlich der früheren Guipüresticke-

rei, hergestellt und als Bordüren auf den Paniertheilen, als Revers u. s. w. angebracht. Zu betonen ist, daß die Stickereitheile mit dem Stoff des Costüms unterlegt werden; diese Unterlage durch solche von Seidenstoff in gleicher oder abstechender Farbe umzuändern, bleibt dem eigenen Geschmack überlassen.



Definitives über die Form und das Arrangement der Costüme hat sich noch nicht herausbilden können, denn während ich diesen Bericht schreibe, hat noch kaum das bunte Faschingstreiben begonnen. Im Allgemeinen aber läßt sich im Arrangement der Toiletten schon jetzt eine größere, stillvollere Einfachheit constataren, die ihre Eleganz mehr in der Uebereinstimmung der Farben und Solidität der Stoffe, als in grellen Contrasten und Ueberbürdung mit Garnitur documentirt. Abnormitäten werden wie überall, so auch hier nicht zu übersehen sein, das sind die eigentlichen, wenn auch nicht freundlichen Launen der Mode. Oder wohin anders wollen Sie ein Costüm, aus Tuch mit tablier von durchbrochener Lederstickerei und einer Schopptaille von Wildleder rechnen? Könnte man nicht glauben, die Mode habe den nordischen Polarbewohnern einen Besuch gemacht?



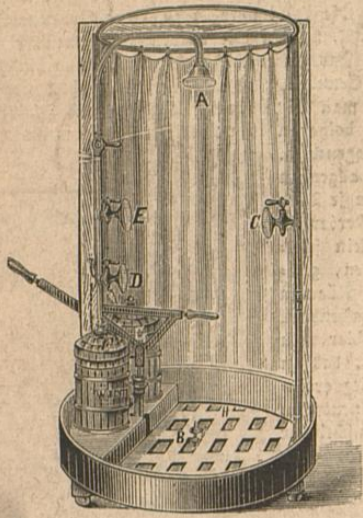
Ada Bonheur.



\* Zu beziehen durch Ignaz Neumann in Berlin, 11. Wallstraße.

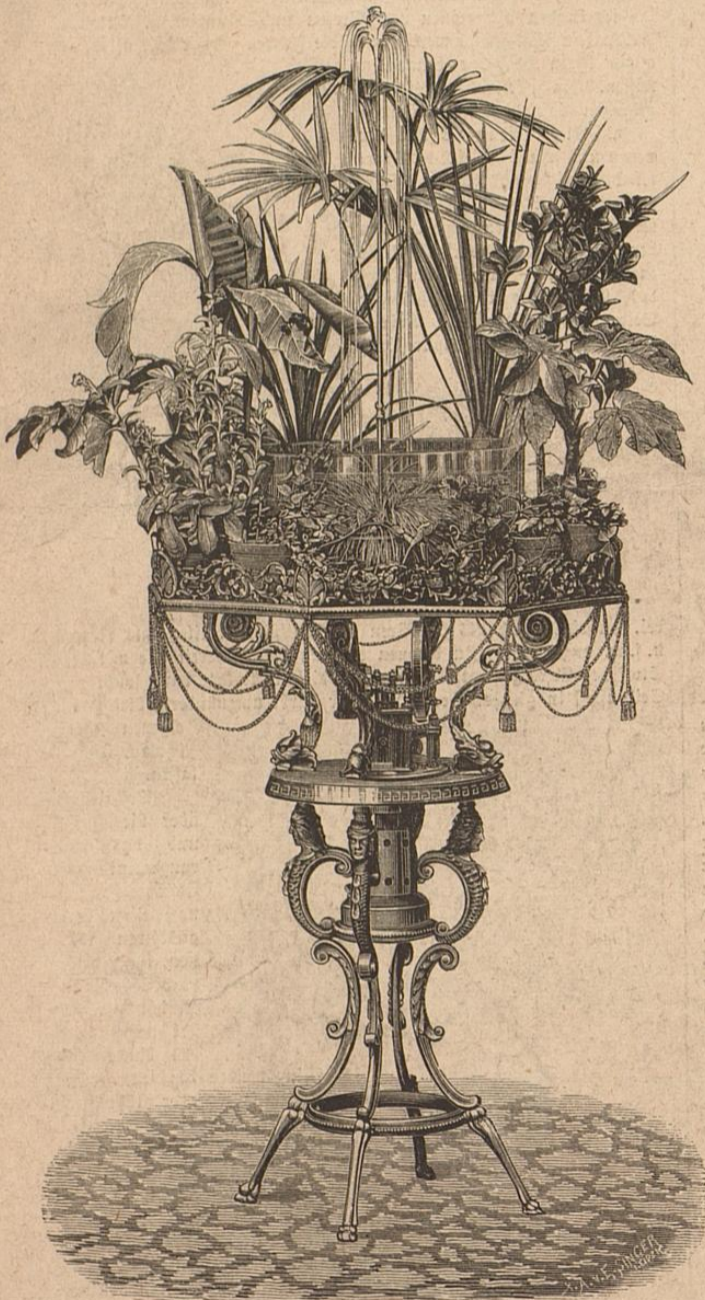
Wirtschaftsplaudereien.

Der selbstgradirende Brauseapparat, den nebenstehende Skizze zeigt in Deutschland durch ein Patent geschützt, bietet vor ähnlichen Apparaten den Vorzug, daß er mittelst einer eigenartigen Vorrichtung (F und G) Douchen jeden gewünschten Wärmegrades, also von kalt bis heiß, abgibt.



Der Brauseapparat gestattet ferner, wie aus unserer Skizze ersichtlich, nicht nur den von oben herabfallenden (A) und den von unten emporsteigenden Strahl (B) einzeln oder gleichzeitig hervorbringen zu lassen, sondern man kann nach Belieben auch einzelne Strahlen gegen Rücken, Körperseite, Unterleib und Brust leiten. Das herabfallende Wasser fließt in das unter einem Holzrost (H) befindliche Bassin, so daß der Badende nicht wie bei anderen Apparaten im Wasser, sondern auf dem Holzrost steht. Der Brauseapparat ist im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vorrätig und kostet 180 Mark. Den Käufern des Apparates wird gratis eine Gebrauchsanweisung über Anwendung kalter und warmer Douchen, sowie künstlicher Mineralbäder gegeben.

Zimmerfontaine. Eines der wichtigsten Erfordernisse zur Förderung gesunden Lebens ist die Beschaffung reiner Zimmerluft, und doch, wie oft wird sogar wissenschaftlich gegen diese erste Regel der Hygiene gefehlt und damit der Keim zu vielen Krankheiten, namentlich der Athmungsorgane, gelegt. Viele der bisher zur Ventilation der Räume in Privatwohnungen hergestellten Apparate sind zu umständlich in ihrer Anwendung und auch nicht immer praktisch; umso mehr dürfte sich ein Apparat empfehlen, der neben der hygienischen Wirkung zugleich eine höchst gefällige Pflanze jedes Zimmers

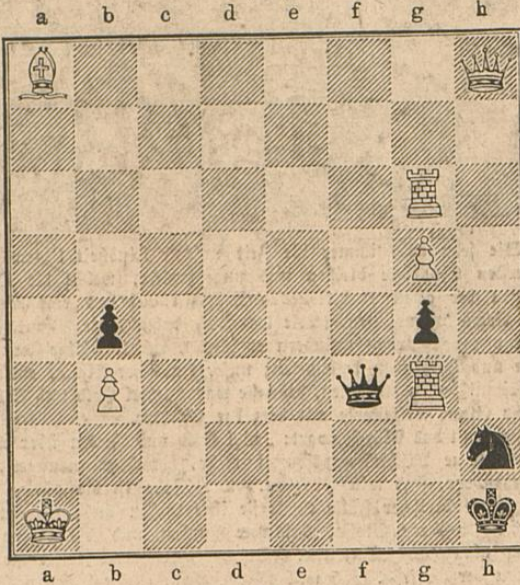


oder Salons bietet: es ist die Heinrich'sche, schnell beliebt gewordene Zimmerfontaine. Sie hat die Form eines Blumentisches und dient gleichzeitig dazu, die Blumen frisch zu erhalten (siehe die Abbildung). Der Erfinder dieses praktischen, nie verfallenden und durch Patent geschützten Apparates ist Herr Paul Kochmann, Besitzer und Leiter einer Modellmaschinenfabrik. Die Benutzung dieser Fontaine ist besonders geeignet, der Zimmerluft den notwendigen Feuchtigkeitsgrad zu geben und sie von den sich ansammelnden Dünsten zu reinigen, zur Winterszeit ist besonders zu schätzender Vorzug. Der Motor derselben ist eine kleine, äußerst einfach konstruirte Luftpumpenmaschine, in deren Cylinder eine geringe Wassermenge, etwa 1/100 Liter oder 10 Kubikcentimeter abwechselnd erhitzt und durch Abkühlung niedergeschlagen wird. Die erforderliche Wärme wird durch ein in einem Ofen eingeschlossenes Spirituskümmchen erzeugt. Die so erreichte Differenz zwischen Druck und Niederdruck stellt die gewonnene Arbeitskraft dar, die auf eine Saug- und Druckpumpe übertragen wird, welche das dem Bassin entnommene Wasser in einem bis zu zwei Meter Höhe aufsteigenden Strahl aus demselben empor- und in dasselbe zurückführt. Da sich auf diese Weise das Wasser in fortwährender Bewegung befindet, so ist die Erhaltung der in das Bassin gesetzten Wasserthiere gesichert. Das Wasser braucht nicht erneuert, sondern nur in dem gleichen Verhältnis, als es in der Atmosphäre verdunstet, ersetzt zu werden. Diese selbstthätige Zimmerfontaine mit Blumentisch und Apparat ist in verschiedenen Größen und in mehr oder minder eleganter Ausstattung von Herrn Louis Heinrich in Zwickau i. S. zu beziehen.

Schach.

Aufgabe Nr. 75.

Von Herrn J. G. Finck Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Drei Charaden.

1. Die Erste liebt es, frei umher zu schweifen, Und nie gelingt es Dir, sie zu ergreifen, Dem Kinde ziemt, was meine Zweite gibt, Doch weh' dem Manne, der die Zweite liebt, Leichtfüßig folgt dem Herrn im flücht'gen Tanze Mit frohen Sprüngen gern das schnelle Ganze.

2. Mit meiner ersten Silbe ist gemeint Des Friedens und der Freude schlimmer Feind, Die zweite ist auf Höhen und in Gründen, Doch immer auf dem Lande nur zu finden, Seit mehr als hundert Jahren ist das Ganze Ein schönes Blatt in Preußens Lorbeerkränze.

3. Drei Silben sind's, ein hehres Wort, So lang nicht Muth und Kraft verdirrt, Soll es erblühen hoch und frei, Ein Jeder hat die ersten zwei, Manoh Sturmverfolger hat erfehlt Das Dritte' im wilden Angstgebet.

Buchstaben-Räthsel.

Table with 5 columns and 5 rows of letters for a word puzzle.

Die Silben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß sie eine bekannte Stelle aus der Oper „Margarethe“ ergeben.

Auflösung der Leseaufgabe Seite 48.

Man beginne mit dem obersten a und lese rechtsherum, so wird man erhalten:

- 1) Ade Ella Ade, 2) Emma ende, 3) Beate erbebe.

Auflösung der Räthselfragen Seite 48.

- 1. Soll und Haben. 2. Mirabeau.

Auflösung der Quadrat-Räthsel Seite 48.

Two 5x5 grids containing letters for a word puzzle solution.

Bilder-Räthsel.



Correspondenz.

Literatur und Kunst. Amstrichter N. in Z-a. Für ein Haus, das so, wie das Ährige, lebendigen Sinn hat für die Entwicklung des menschlichen Wissens und Könnens auf den Gebieten der Technik und Industrie, wählen wir kein besseres und interessanteres Buch zu empfehlen, als das bei W. Spemann in Stuttgart soeben im 2. Jahrgang erschienene „Neue Universum“. Es ist ein Jahrbuch, das über die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen auf den Feldern der Länder- und Völkerkunde, des Militärwesens, der Witterungskunde, des Bergbaues, der Nautik, des Militärwesens, der Gesundheitslehre u. in sehr klarer, exacter und für Jedermann fesselnder Weise Bericht gibt und diesen Bericht durch Beigabe von vortrefflichen Abbildungen doppelt instructiv macht. Ein wahrer Reichtum von Wissenswürdigem und — so zu sagen — Wissens-Nothwendigem ist hier, wie in einer wohlgeordneten Ausstellung ausgebreitet und so groß ist die innere Förderung, die man durch die Aufnahme desselben gewinnt, daß Mancher beinahe das Gefühl haben wird, als sei er nun erst vollans ein gebildeter, seine Zeit begreifender und wahrhaft würdiger Mensch. — Clara Z-g in Mitau. Freierliche Bremer starb am letzten Tage des Jahres 1866 in Arzte bei Stockholm. Daß Ihre Vorliebe für die gemüthvollen Romane derselben noch von vielen anderen getheilt wird, beweist der Umstand, daß F. A. Brockhaus in Leipzig soeben eine neue Ausgabe derselben in 40 Lieferungen à 50 Pf. zu publiciren beginnt. Das 1. Heft liegt schon vor. — v. J. in Magdeburg. Die Prachtausgabe von Friedrich's des Großen Werken umfaßt nicht weniger als 31 Bände. Ist es Ihnen nur um eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Lebens- und Regierungs-Maximen des großen Monarchen zu thun, so genügt dafür vielleicht C. Schroeder, „Lichtstrahlen aus Friedrich's des Großen Schriften.“ (Halle, G. Schwesche's Verlag.) Die Sammlung scheint mit Sorgfalt aus den Original-Schriften zusammengestellt zu sein; das Büchlein ist überdies dem Verleger hübsch ausgestattet. — Dr. S. in Hamburg. Empfehlen Sie dem ängstlichen jungen Manne getrost Emil Horco's „Der Umgang in und mit der Gesellschaft.“ Ein Handbuch des guten Tons. (Halle, Otto Henbel.) Das Buch ist unlängst in 4. Auflage erschienen und hat mancher Ergänzungen und Verbesserungen erfahren, die seinen Werth nicht unerheblich gesteigert. Gerade für Ihren Clienten enthält es außerordentlich viel Beherzigenswerthes. — Fräulein G. H. in Oberhausen. Wir wüßten Ihnen keine bessere Anwendung für Ihren schönen, doch schweren Samariterberuf zu empfehlen, als das kleine, aber inhaltsreiche und aus umfassender eigener Erfahrung geschöpfte Buch der Frau Katharina von Koen „Leitfaden für Kranke- und Pfliegerinnen.“ enthaltend den Spitaldienst, die Privatpflege, die Krankenpflege im Kriege und die Pflege des kranken Kindes. (Wien, G. Paul Pasch.) Daß die hochsinnige und von edler Menschenliebe erfüllte Verlegerin eine entschiedene Widerfahrerin der sog. Frauen-Emancipation ist, wird Ihnen das Buch noch werther machen. — Studiol. G. H., Prag. Die Erzählung von dem Dänen S. Schandorff „Uden Midtpunkt.“ deutsch von J. D. Biegler unter dem Titel: „Ohne inneren Halt“ ist erst vor kurzem von uns besprochen worden. Eben veröffentlicht der Verleger Hinricus Fischer in Bremen eine „Zweite Auflage“ davon. Ob die Schilderung des Helten, Cand. phil. Albrecht, Porträt nach dem Leben ist, wissen wir nicht, auch kommt wol wenig darauf an. — J. von S., Frankfurt. Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylle von Mecklenburg und Brie“ von C. A. Schmidt sind schon einige 40 Jahre alt und — veraltet! Eine hübsche und empfehlenswerthe Neubearbeitung derselben gab Ferdinand Schmidt, der bekannte Jugendschriftsteller, unter dem Titel: „Dorothea Sibylle, Herzogin von Mecklenburg und Brie.“ Lebensbild eines brandenburgischen Fürstenkinds. (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag.) Für die Schulbibliothek und als Geschenk oder Prämie sehr geeignet.

Toilette, Mode, Handarbeit. Clesia. Auf Seite 130 und 195 des Jahrg. 1881 finden Sie Zwischensatz und Spitzen, die sich dem beabsichtigten Zweck anpassen lassen, wenn sie auch für einen anderen angegeben wurden. Ein Muster zur Sophalehne, aus Carreau, Einjaz und Spitze bestehend, brachte die zweite Januar-Nummer. Wir rathen Ihnen, zwei Carreaux in der Höhe und eine erforderliche Anzahl derselben für die Länge durch Einjazstreifen zu verbinden oder den in einem Stück flürten Fond mit den Dessins der Carreaux und Streifen zu durchstopfen. Die Spitze garnirt nur den unteren Längen- und die beiden kurzen Seitenränder. — Eine zum ersten Male Bittende in L. Schnelle Antwort können wir nur dann geben, wenn der Anfrage ein Couvert, frankirt und mit Postadresse versehen, beiliegt. — P. N. 20jährige Abonnentin. Abb. Nr. 23 auf Seite 324 des Jahrg. 1881 und Fig. 3 auf Seite 287 des Jahrg. 1881 dürften Ihnen geeignete Vorklagen liefern. — Wisbegierige. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß Frau Amalie von Franchen-Gleiwitz in Ob.-Schl. im Auftrage des vaterländischen Frauen-Vereins eine „Anleitung zur Teppich-Fabrikation nach Smyrnaer Art“ mit Beigabe einer Probearbeit, gegen ein Honorar von 5 M. verendet. Außerdem übernimmt diese Dame Aufträge auf derartige Arbeiten, welche unter ihrer Aufsicht von hilfsbedürftigen Frauen angefertigt werden. Abgesehen von dem guten Zweck, der durch jede Bestellung auf die „Anleitung“ oder durch einen Auftrag gefördert wird, ist die Arbeitsart empfehlenswerth, da praktisch und von so schöner Wirkung, daß diese Teppiche den fogen. Smyrnaer täuschend ähnlich sehen. Eine Beschreibung der Arbeitsart im Bazar wird von der Erfinderin nicht gewünscht. — U. M. in Ofen. Zum Uebertragen eines Dessins bedient man sich Copirpapiers, legt die Glanzseite desselben auf den Stoff, befestigt das Dessin auf demselben und zieht die Contouren mit einer Stridnadel nach. — Emilie Z. in W. Das gewünschte Monogrammen werden Sie in einer der nächsten Nummern finden. — Wählen Sie Java-Canevas zu Bettdecken und verzieren Sie denselben mit Kreuzstich-Stückerei aus blauem Garn. — Zu Vorhängen würden wir Ihnen Baumwollenstoff z. B. Schirting empfehlen; versehen Sie dieselben am vorderen Längen-, sowie am unteren Querrande mit einer Kreuzstich-Vordüre. — Langjähriger Abonnent in Fürth. Wenden Sie sich an N. Ehrenhaus, Berlin, Leipzigerstr. 47. — Rosalie in W. Abb. Nr. 57 Seite 358 des Jahrg. 1881 brachte eine Bettdecke, welche Ihren Wünschen entsprechen dürfte. — Fleißige Arbeiterin in Budapest. Für einen geraden Filetstreifen beginnt man an einer Ecke mit 2 Maschen Anschlag, arbeitet dann tourenweise die Arbeit wendend, doch nimmt man am Ende jeder Tour 1 Masche zu, indem man in die letzte Masche 2 Knoten über den Stab schürzt, bis der Filetstreifen die erforderliche Breite erreicht hat. Alsdann filirt man den Streifen in gewünschter Länge, wobei man am Ende einer Tour je 1 Masche abnimmt, am Ende der folgenden Tour je 1 Masche zunimmt. Um den unteren geraden Rand zu erzielen, schürzt man am Schluß des Streifens am Ende jeder Tour die letzten beiden Maschen mit einem Knoten zusammen, bis 2 Maschen übrig bleiben. — Eine Anleitung zur Ausführung von Filet und Filet-Coupiere brachte die Extra-Beilage zu Seite 295—302 des Bazar 1877. — Ein lehrbegieriger Quälgeist. In den „Lehrbüchern der Handarbeit.“ Verlag von Franz Wagner in Leipzig, finden Sie das Gesuchte. Zur Verzierung der Tischdecke wählt man dieselbe Vordüre wie zur Portiere; die Größe der ersteren hängt von der Größe des Tisches ab. Die Ecke der Vordüre ergibt sich mit Hilfe eines Spiegels. — G. Z. in Gh. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk sein. — W. in F. Wählen Sie ein Kleid aus schwarzem oder dunklem satin mervolleux mit angeknöpfter Schleppe, z. B. Abb. Nr. 2 und Abb. Nr. 34 auf Seite 321 und 326 des Jahrg. 1881. — Gpneu. Wählen Sie den Mantel in Dolmanform aus dem erwähnten Stoff und garniren Sie denselben mit Maraboutvordüre. — U. M. K. F. Erlangen. Sowol schwarze wie bunte Strümpfe werden im nächsten Sommer für Kinder modern bleiben. — M. B. in L. Eine „Klopffschule“ in französischer Sprache ist uns nicht bekannt. Ein Tauchhüben in dieser Arbeitsart auszuführen, würden wir Ihnen nicht empfehlen. — K. L. Weihnachtsrose. Neue Spitzenmuster sind uns stets willkommen, doch ist es unnöthig, denselben eine Beschreibung beizufügen. Das Honorar wird vereinbart je nach Größe und Schwierigkeit eines Musters.

Verschiedenes. Dem Licht- und Feuerkultus auf Lampenstimmern zu huldigen, ist wol am Plage und in äußerst geschmackvoller und künstlerischer Weise von der Malerin Fräulein Toni Teschendorff durch Feuer — Genien — Driflammen — Lichtschwärmer und Passionsblumen in einem gemalten Exemplar zur Darstellung gebracht. Sehr vornehm und fittvoll ist auch ein zweiter Lampenstimmer von derselben Künstlerhand, der ein in angenehmen Bindungen sich wiederholendes Blumenornament, lichtfarbig auf dunklem Grunde, zeigt. Beide Arbeiten sind beachtenswerth und seien von uns bestens empfohlen. Bestellungen werden von der Redaction des „Bazar“ im Interesse der Sache gern vermittelt. — G. F. in N. Allen Wünschen sojaleich Rechnung zu tragen und für alle Verzögerungen Gründe anzugeben, ist unnöthig. — S. L. in P-g. Die Idee ist gut, ließe sich aber präciser fassen. — A. C. W., Jagan. Gehört in den Annoncentheil des Bazar. Wenden Sie sich an Hrn. Rud. Woffe, 48. Jerusalemstraße in Berlin. — P. B. in Tritis. Halten Sie das Journal nur weiter; es ist doch das beste seiner Gattung. — Unwissende. Etwas Südes. — Frau M. in Z. Nicht ohne Erfahrung und reifes Nachdenken, jedoch sind Form und Fassung noch ungenügend. — Käthgen G. Für den Selbstunterricht im Französischen sei Ihnen die Methode Touffaint-Langenscheidt empfohlen.

Das mit jeder Moden-Nummer erscheinende Beiblatt enthält Miscellen und einen Annoncentheil, dessen Regie Herrn Rudolf Woffe in Berlin, 48 Jerusalemstraße, übertragen ist.